



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wir gegen das Einhorn-Trio

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Wir gegen das Einhorn-Trio

John Sinclair Nr. 611

von Jason Dark

erschienen am 20.03.1990

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Wir gegen das Einhorn-Trio

So war es im Krieg gewesen, dachte ich. So und nicht anders! Ich hatte den Rover angehalten und war kopfschüttelnd ausgestiegen. Die dunkle Kulisse der Wolkenberge am Himmel war gespenstisch.

In dieses Panorama hinein stachen – wie auf einer Bühne inszeniert – von verschiedenen Seiten drei breite Scheinwerferstrahlen, um sich über dem Dachrand eines alten Fabrikgebäudes zu treffen.

Dies und das Heulen der Sirenen erinnerten mich an schlimme Szenen aus dem Krieg, wenn die langen Scheinwerferstrahlen den Himmel nach feindlichen Flugzeugen absuchten.

Diesmal war es kein Flugzeug. Hier ging es um eine Person, die sich auf dem Dach des Hauses aufhielt. Es war trotz des Lichtes schlecht zu erkennen, ob es sich bei ihr um einen Mann oder eine Frau handelte. Wir hörten den dünnen Klang der Schüsse und sahen es vor dem Körper mehrmals aufblitzen, wenn sich die Person hektisch bewegte und versuchte, sich Verfolger vom Leib zu halten…

Das würde sie nicht schaffen. Sie hockte in der Falle, und wir hatten mit ihr eigentlich nichts zu tun, denn wir hatten die Alarmmeldung rein zufällig gehört und waren so rasch wie möglich zum Ort des Geschehens gefahren, weil wir uns zufällig in der Nähe befanden.

Ein Polizeieinsatz, okay, aber was für einer! Die Beamten trugen Kampfanzüge. Was sich hier unten versammelt hatte, gehörte zu einer Sondertruppe. Ich tippte auf die Bekämpfung von Terroristen.

Weil ich es genau wissen wollte, trat ich an die Absperrung, wo mir ein breitschultriger Mensch sofort den Weg versperrte, damit ich nicht auf den Gedanken kam, über die Sperre zu klettern. Augen blickten mich mißtrauisch an.

»Was ist hier los?« fragte ich nach einem kurzen Gruß.

Der Kollege antwortete zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch. Sein Gesicht hatte etwas Hartes bekommen, die Lippen waren in die Breite gezogen. »Wissen Sie was, Mister? Gehen Sie, verschwinden Sie von hier! Dies ist ein Polizeieinsatz und…«

»Ich weiß.«

»Dann machen Sie ‘ne Fliege.«

Ich zeigte dem Mann meinen Ausweis. Er schaute ihn sich genau an und gab ihn mir mit einer müden Bewegung zurück. »Auch das noch – Scotland Yard. Wollt ihr hier auch mitmischen?«

»Ich möchte nur wissen, aus welchem Grund der Einsatz hier abläuft?«

»Ich bin nicht befugt, Mister…«

»Doch«, sagte ich leise, aber deutlich genug in seine Worte hinein.

»Doch, ich bin befugt. Haben Sie sich meinen Ausweis genau angeschaut? Haben Sie auch den Sondervermerk darauf gelesen, junger Freund?«

»Nein, aber…«

»Sie werden jetzt reden, Sie…«

»Gehen Sie mal zur Seite, Finley.« Einer der Vorgesetzten kam herbei. Auch er war ähnlich gekleidet, nur seine Dienstrangabzeichen wiesen ihn als Offizier aus.

Auch Suko war herbeigekommen. Es war unangenehm kalt geworden. Der Wind fegte feuchtes Laub durch die Straßen und machte sie zu Rutschfallen für Autofahrer und Fußgänger.

Ich erkannte den Mann und nickte ihm zu. »Hallo, Baker. Wieder eine große Sache?«

»Ach, Sinclair und der Chinese.« Er verengte die Augen. »Kann nicht sagen, daß es mich freut, Sie hier zu sehen.«

Ich hob die Schultern. »Sie und Ihre Mannschaft waren ja nicht zu überhören.«

»Kann sein.«

»Um was geht es?« fragte Suko.

»Nichts, was in Ihren Kram hineinpassen könnte.« Baker deutete zum Dach hoch, wo die Scheinwerfer die tiefgraue Dunkelheit aufhellten und eine Insel bildeten. Dort bewegten sich zwei Gestalten.

Sie liefen durch die Nebelwolken und wirkten wie Schatten aus einem gespenstischen Reich.

»Das ist Sigrid Leonidas und einer ihrer Freunde.«

»Aha. Müßte ich die beiden kennen? Sie sprachen in einem sehr bestimmten Tonfall.«

»Leonidas?«

»Ja, Mr. Baker.«

Suko meldete sich. »Ich glaube, ich weiß Bescheid. Leonidas ist Grieche und mächtig. Leider hat er darunter gelitten, daß ihn seine Tochter verließ und in die Terroristenszene abwanderte. Ist es nicht so, Mr. Baker?«

»Stimmt.« Er schaute mich fast vorwurfsvoll an, weil ich ihm nicht die Antwort gegeben hatte.

»Und sie ist oben?« vergewisserte ich mich noch einmal.

»Sicher.«

»Wollen Sie die beiden mit Gewalt vom Dach holen?«

Baker lachte fast lautlos. Man konnte meinen, ihm würde der Job einen irren Spaß bereiten. »Hören Sie, Sinclair, wir haben die beiden nicht grundlos gejagt und in die Enge getrieben. Wir werden sie da herunterholen. Tot oder lebendig, das ist uns egal, aber die Leonidas darf nicht mehr durchdrehen. Wissen Sie eigentlich, was sie alles auf dem Kerbholz hat? Wie viele Morde?«

»Nein.«

»Mindestens fünf legt man ihr zur Last. IEA und die arabischen Organisationen freuen sich, wenn sie diese Dame als Mietkillerin anwerben können. Wir haben ihr eine Falle gestellt, und jetzt sitzt sie drin.« Um seine Worte zu unterstreichen, klappte er beide Hände zusammen. Die Augen des Mannes hatten einen Jägerblick bekommen, was mir nicht gefiel. Baker ging seinen Job zu emotionsgeladen an.

»Wie wollen Ihre Leute vorgehen?«

»Sie haben die beiden eingekreist und sich an strategisch günstigen Stellen verteilt.«

»Nun ja, wir…«

»Sie können fahren, Sinclair. Die Leonidas ist kein Monster, sie ist auch kein Dämon, nur eine Killerin.« Baker grinste breit. »Und die holen wir uns jetzt.«

»Gestatten Sie denn, daß wir hier stehenbleiben?« erkundigte sich Suko sanft.

»Weshalb?«

»Möglicherweise können wir von Ihnen und Ihren Männern noch etwas lernen, Baker.«

Der Mann hatte den Spott aus Sukos Antwort herausgehört, zischte einen wütenden Fluch, drehte sich und ging.

»Ich kann ihn nicht ab!« sagte mein Freund.

»Frag mich mal.«

Wir warteten und schauten in die Höhe. Das Gelände lag günstig.

Nicht weit vom Hafen entfernt, eigentlich reif für den Abbruch, denn hier sollte renoviert werden. Abgerissen, was in all den Jahren gewachsen war, dafür wollte die Stadt Hochhäuser hinsetzen, natürlich sehr teure und sie mit Geschäftsräumen und Wohnungen bestücken, die kein Mensch bezahlen konnte.

Noch war es nicht soweit. Noch bot das alte Gebäude mit seiner Dachmauer den beiden Schutz.

Sie schossen auch nicht mehr, es war verhältnismäßig still geworden. Selbst das Wimmern der Sirenen war verstummt.

Mein Freund Suko atmete scharf durch die Nase. »Sorry, John, aber die beiden haben keine Chance. Die sollten aufgeben.«

»Willst du ihnen das sagen?« Ich stellte fest, daß ich in einer Pfütze stand und ging einen Schritt weiter.

»Nein.«

»Und Baker will sie vernichten.«

»Stimmt.«

Die drei Scheinwerfer rührten sich nicht. Wie lange, durchsichtige Arme stachen sie schräg vom Boden aus in die Höhe, zeichneten ihr Muster gegen den wolkigen Herbsthimmel und ließen auf dem Dach nur wenige dunkle Ecken zurück.

Die beiden Terroristen saßen in der Falle. Sie würden kein Schlupfloch finden. Falls eines vorhanden war, hielten die Mitglieder der Fahndertruppe es bestimmt unter Kontrolle.

Wieder hörten wir Schüsse. Gleichzeitig bewegte sich eine Gestalt auf dem Dach in unsere Richtung.

Anhand der langen Haare erkannten wir, daß es sich um Sigrid Leonidas handelte. Sie mußte mit einem Schnellfeuergewehr oder einer Maschinenpistole bewaffnet sein. So rasch, wie sie schoß, ließ es nur diesen einen Schluß zu.

Es gab auch keine Fluchtmöglichkeiten für die Frau. Das Gebäude stand ziemlich einsam. Wenn sie sprang, landete sie nicht auf irgendeinem Dach, sondern auf dem Boden.

Ich spürte Schweiß auf meinen Handflächen. Das Geschehen zog mich in seinen Bann. Da es still geworden war, hörte ich vom Dach her die wilden Schreie.

Dann passierte es.

Wo immer die Männer der Einsatztruppe hergekommen waren, wir konnten es nicht sehen, aber sie hatten das Dach gestürmt. Ich sah eine zweite Gestalt, die schießend in die Höhe sprang, im nächsten

Moment von einem Kugelhagel erwischt wurde, aus unserem Blickfeld verschwand, so daß wir uns auf die Frau konzentrieren konnten, die noch nicht erwischt worden war.

Sie hatte sich auf den Rand des Daches gestellt, wo sich ihre Umrisse im Licht des breiten, hellen Balkens messerscharf abhoben. Die Maschinenpistole bildete ebenfalls einen Schattenriß. Ihre Mündung wies nicht zurück auf das Dach, sondern zeigte schräg in die Höhe.

Die Stimme aus dem Megaphon klang dünn an unsere Ohren.

Man wollte die Frau zur Aufgabe zwingen.

Sigrid gab eine Antwort. Wild kreischte sie auf und so laut, daß auch wir es hören konnten, besser als die megaphonverstärkte Stimme. »Nein, ihr dreckigen Hunde, ihr bekommt mich nicht. Ich schicke euch zur Hölle, hört ihr? Zur Hölle!«

Und sie schoß.

»Die ist wahnsinnig!« keuchte Suko. In seinen Satz hinein hörten wir das Hämmern der anderen Waffen.

Es war dieses harte, tödliche Schlagen, und die Männer des Einsatzkommandos lagen zudem in guten Deckungen.

Sigrid Leonidas hatte nicht die Spur einer Chance. Die Garben erwischten sie im Stehen, und sie starb auch im Stehen.

Uns kam die Szene verlangsamt vor. Sie schleuderte ihre Arme in die Luft, verlor die Waffe, dann trieb sie die Wucht der Einschläge nach hinten und weg von der Brüstung.

Sigrid Leonidas fiel mit weit ausgebreiteten Armen in die Tiefe!

Der Wind bauschte ihre Kleidung auf, der Körper drehte sich nach rechts, kippte noch nach vorn, und den Rest der Strecke raste sie wie ein Stein nach unten.

Zufall oder nicht, keiner von uns wußte es. Jedenfalls raste eine Windbö heran, die den Körper kurz vor dem Aufschlag noch erwischte und zur Seite trieb.

Seine Fallrichtung veränderte sich. Wir hatten den Eindruck, als würde die Frau direkt auf uns zufliegen, was auch geschah, denn nicht weit von uns entfernt, prallte sie auf den Boden.

Ich hörte den Aufschlag. Suko war es ebenso ergangen. Wir schlossen für einen Moment die Augen und gehörten zu den ersten, die sich der Stelle näherten, wo Sigrid Leonidas lag. Verkrümmt, die Beine angezogen, die Arme gestreckt.

Es war genau zu erkennen, daß mehrere Kugeln sie erwischt hatten. Vielleicht hatte sie als lebende Person einmal hübsch ausgesehen, davon war nun nichts mehr zu erkennen.

Hände packten uns und schoben uns zur Seite. Unter den Helmen tanzten starre, böse Gesichter. Auch die Männer des Einsatzkommandos standen unter Streß.

Ich sah Major Baker, wie er mir zunickte und scharf dabei grinste.

»Na, jetzt haben Sie alles – oder?«
»Was sollte ich haben?«
»Sie waren am Ort des Geschehens!«
»Sicher.«
Blitzlichter erhellten die Nacht. Woher die Reporter und Fotografen gekommen waren, hatte ich nicht sehen können. Ich wandte mich zudem ab, weil ich keine Lust verspürte, in der Zeitung zu erscheinen. Suko erging es ebenso.
Fragen nach einem ersten Statement wurden laut, doch Baker wehrte alles ab.
»Verdrücken wir uns?« fragte Suko.
Ich war auch dafür, nur würden wir schlecht aus der Masse herauskommen. Unser Rover war eingekreist. Menschen bildeten eine Sperre, um die Neugierigen zurückzuhalten. Die Luft war erfüllt von einem heiseren Stimmenwirrwarr. Jeder hatte etwas zu sagen, jeder wollte seinen Kommentar geben.
Der Dunst, die Geräusche, das Licht der Scheinwerferbalken, all das schuf eine für mich bedrückende Atmosphäre, in der ich mich alles andere als wohl fühlte.
Vor uns tauchte das grinsende Gesicht eines Reporters auf. Dahinter sah ich die Umrisse eines Fotografen. Er hielt seine Kamera schußbereit, knipste allerdings gegen unsere vorgestreckten Hände.
In das Aufzucken des Blitzes hinein hörten wir die Frage des Reporters. »Was ist los, Sinclair? Dämonen, Geister, der Teufel in weiblicher Gestalt?« Der Frager kicherte hoch.
»Nichts von dem. Es ist reiner Zufall, daß wir uns hier aufhielten«, erklärte Suko.
»Ach ja?«
»Gehen Sie!« Suko drängte die beiden Männer ab. Auch ich war nicht scharf auf Publicity. Wenn eben möglich, wollten wir rasch verschwinden.
Die Männer des Einsatzkommandos hatten sich Platz geschaffen und einen großen Ring um die Aufschlagstelle abgesperrt. So konnten erste Untersuchungen vorgenommen werden.
Zwei Männer in weißen Kitteln untersuchten die Frau. Scheinwerfer wurden aufgestellt und leuchteten die Stelle gnadenlos aus.
»Wir können uns ja verdrücken«, meinte Suko. »In der Nähe gibt es Kneipen, wo wir was Warmes kriegen.«
»Jetzt wollt ihr schon weg?« hörten wir eine uns sehr bekannte Stimme, die in unserem Rücken aufgeklungen war.
Wir drehten uns um und starrten in das jungenhaft grinsende Gesicht eines Menschen, der mein ältester Freund war. Es war der Journalist Bill Conolly!

***

»Du hier?« fragte ich flüsternd, als ich meine erste Überraschung verdaut hatte.
»Ja, wie du siehst.«
»Heiß auf Sensationen, wie?« meinte Suko.
»Nein, das nicht.«
»Was hat dich dann hergetrieben?«
»Der Instinkt.«
Ich grinste ihn an. »Keine heiße Information?«
»Das auch.«
»Dir ging es um Sigrid Leonidas.«
Bill nickte. »Ja, es ging mir darum. Und ich muß mir eingestehen, daß ich versagt habe, völlig versagt.«
»Moment«, sagte Suko, »wenn ich deine Worte richtig interpretiere, dann könnte man meinen, daß du zu den Menschen gehörst, die sie hätten retten wollen.«
»So kann man es sagen.«
»Eine Mörderin?« fragte ich.
Bill hob die Schultern. »Okay, sie war kein Engel, sie hat auch um sich geschossen. Ob alles stimmt, was man ihr in die Schuhe schieben wollte, kann ich nicht sagen. Jedenfalls stand sie dicht davor, auszusteigen, und sie brauchte jemand, der ihr den Weg erleichtern konnte. So etwas ist ja nicht einfach.«
»Richtig«, stimmte ich ihm zu. »Nur frage ich mich, weshalb sie sich ausgerechnet mit dir in Verbindung gesetzt hat und dir, einem Reporter, die Mittlerfunktion gab.«
»Sie hat meine Verbindungen gekannt.«
»Dann hattest du dich mit ihr getroffen?« forschte Suko weiter.
»Nein, auf keinen Fall. Nicht Sigrid gab mir den Job, sondern ihr Vater. Aristoteles Leonidas, der Grieche, der mächtige Grieche, den ich vor einigen Jahren kennenlernte und der sich wieder an mich erinnerte. So war es.«
Suko schaute mich an. »Den kenne ich nur aus der Zeitung. Öl und Oliven, oder?«
»Glaube ich auch.«
Bill nickte. »Ihr habt recht. Man kennt Leonidas tatsächlich nur aus den Wirtschaftsteilen der Zeitungen. Er ist in Griechenland eine gewaltige Macht. Durch Cleverneß und Rücksichtslosigkeit, so sagt man, hat er ein Imperium aufgebaut. Für ihn fahren einige Tanker, er besitzt in seiner Heimat gewaltige Olivenplantagen, nur seine Tochter ging einen anderen Weg, und jetzt ist sie tot.«
»Wie Christina Onassis«, murmelte ich.
Bill winkte sofort ab. »Diese beiden kannst du nicht miteinander vergleichen. John. Über Christina Onassis ist alles zusammengeschlagen. Der Überfluß hat sie schier erdrückt und

schließlich zum Selbstmord getrieben. Die Frau sah keine Perspektive mehr, bei Sigrid war es anders. Sie hatte eine, wenn auch eine falsche. Ich habe in der letzten Zeit des öfteren mit ihrem Vater gesprochen. Er hatte für sie kein Verständnis, dennoch wollte er sie zurückhaben und sie auch beschützen. Ich sollte für einen Ausstieg seiner Tochter sorgen. Sie sollte sich stellen. Ari wollte ihr die besten Anwälte besorgen…«

Bill hob die Schultern. »Nun ja, ich habe es nicht geschafft, sorry.«

»Vielleicht wollte sie auch nicht«, murmelte Suko.

»Das ist auch möglich.«

»Hast du denn mit ihr sprechen können?«

»Leider nicht.« Bill schüttelte den Kopf. »Wir haben einmal brieflich in Kontakt gestanden. Sie erklärte mir, daß ich mich zusammen mit ihrem Vater zum Teufel scheren sollte, das ist alles. Sie war, wie man so schön sagt, uneinsichtig.«

»Jetzt ist es zu spät.«

»Leider.«

Ich schaute zurück, wo die Standscheinwerfer der Untersuchungsbeamten eine helle Insel schufen. »Da liegt sie nun, und ich frage mich, wie ihr Vater reagieren wird.«

»Keine Ahnung, John.«

Suko sagte: »Wenn er so sehr an seiner Tochter gehangen hat, wird er womöglich versuchen, mit den Schuldigen abzurechnen. Auf welche Weise auch immer.«

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte Bill. »Er hat gewußt, in welch einem gefährlichen Fahrwasser sich Sigrid bewegte. Er muß es einfach hinnehmen, so leid es mir tut.«

Ich räusperte mich. »Da wäre ich nicht so sicher. Männer wie er sind es gewohnt, zu gewinnen. Das hier kann er als eine persönliche Niederlage werten.«

»Was will er denn tun?«

»Weiß ich nicht, Bill.«

»Wo würdest du ihn denn suchen?« wollte ich von meinem Freund wissen.

»Er besitzt auf der gesamten Welt Immobilien, natürlich auch hier in London.«

»Wo genau?«

Bill hob die Schultern. »Das hat er mir nicht gesagt. Wenn er in London ist, wohnt er auch in einem der Luxushotels. Jedenfalls wird ihm der Tod seiner Tochter einen Schock versetzen. Es ist praktisch alles umsonst gewesen.« Bill räusperte sich. »Mein Motiv kennt ihr. Ich möchte von euch wissen, welcher Wind euch hergeweht hat?«

»Der Wind des Zufalls, Bill. Wir waren unterwegs, da hörten wir die Meldungen und sind hergefahren, das ist alles. Irgendwie zählen wir

uns zu den direkt Betroffenen, denn der Körper der Toten fiel fast vor unsere Füße.«

»Und dann waren deine Kollegen plötzlich wie Aasgeier da. Sie stürzten sich auf uns.«

Bill nickte traurig. »Ja, sie kamen wie die Ratten. Morgen sind die Zeitungen voll.«

»Auch uns knipste man«, sagte ich.

Bill hob die Schultern. »Was willst du, John? Sei froh, daß es die Pressefreiheit gibt.«

»Ich habe ja nichts Gegenteiliges gesagt.«

Lärm schreckte uns auf. Ein bestimmtes Geräusch, das sich über unseren Köpfen und am Himmel verteilte. Wir kannten das typische Dröhnen von Hubschraubern.

Nicht nur wir schauten in die Höhe, auch die Umstehenden hatten die Köpfe erhoben.

Ziemlich niedrig, nicht höher als das Dach des Gebäudes, von dem Sigrid gestürzt war, schob sich ein Hubschrauber näher, der auf uns wirkte wie ein vorsintflutliches Ungeheuer.

Er war kein Alptraum wie der Horror-Helikopter, den wir einmal in New York gejagt hatten, doch in seiner Größe und wie er im Tiefflug auf uns zujagte, konnte er mir schon einen Schauer über den Rücken jagen.

Wer, zum Henker, wagte es, mit einem Hubschrauber hier zu landen?

Zum Antiterror-Kommando gehörte er nicht, denn diese Leute waren ebenso überrascht wie wir. Sie hetzten zur Seite, Scheinwerfer schwenkten und leuchteten den Hubschrauber an, der mit zwei Rotoren ausgerüstet war und trotz seiner Größe leicht wirkte.

Das Licht schuf Reflexe auf den Scheiben und der Außenhaut. Es blendete uns, wir konnten die Beschriftung nicht lesen. Wilde Flüche erklangen. Niemand wußte, wo er den Hubschrauber einordnen sollte.

Wie gemalt standen wir an unseren Plätzen und schauten zu, als sich die schwere Maschine senkte und der Pilot einen Landeplatz suchte. Da es gelungen war, die Neugierigen zurückzudrängen, gab es noch genügend freie Stellen, wo die Maschine aufsetzen konnte.

Wir alle gerieten in den Sog der Rotoren. Der Wind peitschte unsere Haare in die Höhe, brannte in den Augen. Ich drehte den Kopf etwas und erkannte in diesem Augenblick die Beschriftung an der Seite und auch die darüber sich abzeichnende Bemalung.

Leonidas Airlines las ich, aber die Bemalung schockierte mich. Sie zeigte ein geflügeltes Pferd, ein Einhorn!

***

Ich gab keinen Kommentar ab, obgleich zahlreiche Gedanken durch meinen Kopf wirbelten.

Einhorn – Griechenland – die Psychonauten!
Es war die Verbindung, denn ich hatte die Einhörner, diese Fabeltiere, kennengelernt, auch gegen sie gekämpft und war dann auf die Gruppe der Psychonauten gestoßen. Diese Menschen, die sich zusammengefunden hatten, lebten in Refugien und Klöstern, um dem Sinn und dem Ursprung des Lebens auf die Spur zu kommen.
Ich stand ihnen neutral gegenüber. Sie hätten mich damals töten können, sie haben es nicht getan, und ich war mir sicher gewesen, daß ich wieder auf sie treffen würde.
Gehörte Leonidas zu ihnen, oder war dieses Signet auf dem Hubschrauber nur ein zufälliges Zeichen?
Ich spürte, daß mich Suko anschaute, drehte den Kopf nach links, sah, wie er nickte und mich fragte: »Ziehst du auch eine Verbindung, John?«
»Ich bin dabei.«
»Und was ist dir eingefallen?«
»Keine Ahnung, Suko. Ich kann mir kaum vorstellen, daß Leonidas und die Psychonauten…« Der Rest meiner Worte ging unter, denn der Lärm der Rotoren und Motoren war einfach zu groß geworden, als die schwere Maschine zur Landung ansetzte.
Noch einmal umpeitschte uns ein Windstoß, dann senkten sich die Rotorblätter, die Maschine stand.
Und sie wurde umstanden. Scheinwerfer leuchteten sie an. Dahinter hielten die Männer des Einsatzkommandos ihre Waffen schußbereit. Sie standen in guter Deckung und lauerten ebenso wie wir darauf, daß etwas geschah.
Der Hubschrauber stand schräg. Wir sahen seine rechte Seite, wo sich auch der Ausstieg befand.
Noch tat sich nichts. Niemand stieg aus. Wir konnten uns nur denken, wer diesen Platz angeflogen hatte. Bill, der einen Schritt vor uns seinen Platz gefunden hatte, nickte plötzlich. »Das ist er, das muß er sein: Ari Leonidas. Er ist gekommen, um seine Tochter zu sehen.«
»Okay, Bill, woher wußte er Bescheid?«
»Er weiß viel.«
»Und das Einhorn?«
»Ich kann mir vorstellen, daß du jetzt an die Psychonauten denkst, John.«
»Genau. Suko denkt ebenso. Haben wir unrecht?«
»Das kann ich dir nicht sagen. Ich kenne ihn nicht gut genug, um eine Verbindung zwischen ihm und den Psychonauten zu sehen. Doch ausschließen will ich es nicht.«
Seit der Landung waren einige Sekunden vergangen. Die harten Geräusche waren verstummt. Ein jeder in der Umgebung spürte, daß etwas Besonderes in der Luft lag, und ein jeder lauerte darauf, daß der

Mann, auf den es ankam, die Maschine verließ.

Der Ausstieg schwang zur Seite. Eine Höhle schien sich zu öffnen.

Die Notbeleuchtung hüllte den Ausstieg in ein geisterhaftes Licht.

Aus dem Hintergrund löste sich eine Gestalt. Zuerst nur phantomhaft zu erkennen, aber sie näherte sich dem Einstieg und war bald deutlicher zu sehen.

Ja, das war er, das mußte er sein, und Bill Conolly bestätigte es durch seine geflüsterten Worte.

»Das ist Aristoteles Leonidas!«

Der Mann trat noch weiter vor. Ein Scheinwerfer streifte den Ausstieg mit seinem Restlicht, gab aber noch soviel Helligkeit ab, daß wir den Mann genau erkennen konnten.

Welch eine Erscheinung!

Onassis hatte durch seine Ausstrahlung gewirkt, trotz der geringen Körpergröße. Leonidas beeindruckte durch die Ausstrahlung und durch seine Körpergröße.

Er war ein Titan – mit schlohweißen, dichten Haaren, einem kantigen Gesicht, straffen Wangen und weißen, buschigen Brauen. Es mochte auch an dem weit geschnittenen dunklen Mantel liegen, daß dieser Mensch so mächtig wirkte. Im krassen Gegensatz zum Stoff des Mantels stand der weiße Schal, den er um seinen Hals geschlungen hatte. Die Enden flatterten im Wind.

Bei ihm konnte man das Gefühl haben, er würde jeden Augenblick explodieren. Seine Bewegungen wirkten zeitlupenhaft, ohne allerdings etwas Träges zu haben.

Dieser Mensch stand unter Dampf, und er hielt sich soeben noch zurück. Ich schätzte ihn auf ungefähr fünfundfünfzig, aber er machte einen wesentlich jüngeren Eindruck.

Vor dem Ausstieg blieb er stehen. Ohne sich von der Stelle zu bewegen, schaute er sich um. Es kümmerte ihn nicht, daß er dabei im Rampenlicht stand wie ein Filmstar. Seine Blicke glitten über die versammelten Personen hinweg, so daß sich jeder vorkam, als würde Leonidas nur ihn anschauen.

»Gleich explodiert er!« flüsterte Bill.

Leonidas tat nichts dergleichen. Dafür löste sich Major Baker und ging auf ihn zu.

»Wer sind Sie?«

Leonidas schaute sich den Mann genau an. Sein Blick glitt vom Kopf bis zu den Füßen. »Können Sie sich nicht denken, wer ich bin? Reicht Ihr Hirn nicht aus?«

»Hören Sie, Mister. Keine Beleidigungen!«

Aristoteles Leonidas hob nur seine Augenbrauen, bevor er sagte:

»Haben Sie meine Tochter Sigrid getötet, Mister?«

Baker erstarrte. Er sah aus wie jemand, der glaubte, sich verhört zu

haben. »Ach, dann sind Sie der Vater dieses Terroristenweibs?«

Diesmal zuckte der Grieche zusammen. »Was haben Sie da gesagt, Mister?«

»Ich kann es gern wiederholen.«

»Nein, nicht nötig, ich weiß Bescheid. Aber ich habe Sie mir gemerkt, ja ich habe Sie mir gemerkt.« Er wollte vorgehen, doch Baker streckte seinen Arm aus und ließ den Griechen gegen die Handfläche laufen.

»Ich bestimme, wer wo hingeht, klar?«

Leonidas stand. Nicht um einen Millimeter rührte er sich vom Fleck. Bill flüsterte, alle anderen schwiegen. »So kann man mit ihm nicht umgehen. Ich kenne ihn.«

Suko und ich enthielten uns eines Kommentars. Wir standen auf keiner Seite.

Bakers Arm sank nach unten, als wäre dieser Mann durch den Blick des Griechen hypnotisiert worden. »Ich werde mir meine Tochter anschauen, ob es Ihnen paßt oder nicht. Haben wir uns verstanden?«

»Sicher.«

»Dann gehen Sie zur Seite, Mensch!«

Baker machte Platz. Als hätte Leonidas nichts anderes erwartet, schritt er weiter. Die Hände hatte er in die Außentaschen seines Mantels gesteckt. Den Kopf hielt er etwas gesenkt. Das Scheinwerferlicht machte sein Gesicht bleich. Wir erkannten, daß die Haut auf den Wangen zuckte. Wahrscheinlich weinte er sogar innerlich.

Man schuf ihm eine Gasse. Ein jeder spürte, daß hier ein besonderer Mann gelandet war, auch mir war das klar, aber ich dachte bereits an die Zukunft und daran, daß Leonidas sicherlich nicht gewillt war, den Tod seiner Tochter so ohne weiteres hinzunehmen. Er würde etwas tun.

Wir standen relativ ungünstig und waren schließlich die einzigen, die dem Griechen nachgingen. Ich mußte seine Reaktion einfach aus der Nähe erleben.

Vorbei an Baker schritten wir. Er schaute mich scharf an. »Wollen Sie mich aufhalten?« zischelte ich.

»Nein.«

Wir gingen weiter. Die Gasse blieb auch für uns offen und zeigte dort, wo die Tote lag, einen weiten Kreis, der von drei grellweißen Standscheinwerfern ausgeleuchtet wurde.

Die Leiche warf nur einen schmalen Schatten, doch ein anderer fiel über sie, als Aristoteles Leonidas den Kreis betrat, als hätte er einen Bühnenauftritt.

Zunächst blieb er stehen. Nach einigen Sekunden – wir sahen ihn im Profil – durchlief ein Zucken seinen Körper. Dann ging er in die Knie.

Dabei bewegte er sich wie eine Puppe, die an Fäden hing, denen man

immer mehr nachgab.

Es dauerte Sekunden, bis die Beine dicht neben der Toten den Boden berührten.

Leonidas streckte die Hände aus und umfaßte das blutverschmierte Gesicht seiner Tochter. Wir sahen nicht, ob er weinte, jedenfalls blieb er stumm, doch allein das Anschauen der Szene ging mir durch und durch. Hier trauerte ein Vater stumm um seine Tochter und dachte auch nicht daran, wer sie einmal zu Lebzeiten gewesen war. Für ihn spielte es keine Rolle, ob sie gemordet hatte, er sah nur sein totes Kind.

Jeder Zuschauer war von dieser Szene beeindruckt. Aus dem Hintergrund flammte Blitzlicht auf. Leonidas kümmerte sich nicht darum, wahrscheinlich hatte er es nicht einmal bemerkt.

Sekunden dehnten sich zu kleinen Ewigkeiten. Wie lange dieser Mann neben seiner Tochter gekniet hatte, konnte keiner von uns sagen. Irgendwann kam er wieder hoch.

Er blieb stehen, den Kopf gesenkt. Sein Profil befand sich scharf abgezeichnet in unserem Blickfeld. Deshalb konnten wir erkennen, wie er seine Lippen bewegte, ohne allerdings einen Laut von sich zu geben. Oder nur so leise Abschiedsworte sprach, die niemand verstehen konnte.

Als er sich wieder aufrichtete und drehte, hatte sich in seinem Gesicht beim ersten Hinsehen nichts verändert. Nur die Augen schienen mir einen anderen Blick zu haben, und der wiederum flößte mir eine leise Furcht ein.

Seine Hände verschwanden wieder in den Manteltaschen. Er schaute seine Tochter nicht mehr an, als er sich in Bewegung setzte und genau auf uns zukam.

Wir verschwanden nicht. Ich wollte wissen, wie er auf Bills Anblick reagierte.

Bevor er uns umlaufen konnte, sprach Bill ihn an. »Mr. Leonidas? Bitte, ich…«

Der Grieche hob den Kopf. Bill verstummte, als er in die Augen des Mannes schaute. »Sie hier?«

»Ja.«

»Und Sie haben es nicht geschafft!«

»Ich konnte nicht einmal mit ihr reden.«

Leonidas schaute den Reporter lange an. »Sie hätten sich mehr bemühen müssen, Mr. Conolly.«

»Tut mir leid, aber ich habe getan, was ich konnte. Mehr ging nicht, wirklich nicht.«

»Und jetzt ist sie tot«, sprach der Grieche mit rauher Stimme. »Sigrid ist tot. Gestorben in einem Hagel von Kugeln. Ich habe sie auch nicht mehr retten können, weil ich die Nachricht zu spät erfuhr.« Er hatte

den Blick erhoben und schaute auch Suko und mich an.

Ich dachte wieder an die Psychonauten und daran, daß sie mir gegenüber gestanden hatten. Damals allerdings bekleidet mit Kutten, die doch ziemlich gleichmachten.

Ich durchforschte das Gesicht des Mannes und suchte nach Zeichen des Erkennens. Hatte er mich erkannt, ging ihm vielleicht das berühmte Licht dabei auf?

Es sah nicht so aus. Nach wie vor starrte er ins Leere und gleichzeitig uns an.

»Es ist gut«, sagte er plötzlich und wandte sich ab. »Ja, es ist gut. Ich kann daran nichts mehr ändern, aber…« Er schüttelte den Kopf und ging einige Schritte vor, bis er seinen Hubschrauber und auch einen Teil der Menschen anschauen konnte, die ihn umstanden. Leonidas sah nicht nur so aus, als wollte er eine Rede halten, er hielt sie auch, und er sprach dabei mit markiger, sehr lauter Stimme. »Ich habe meine Tochter verloren. Ich habe sie in einem Hagel von Kugeln verloren, und ich weiß, wer dafür die Verantwortung trägt. Man hat ihr aufgelauert. Ihr alle habt es getan, und ich verspreche euch schon jetzt, daß diese Taten wie ein Bumerang zurückkehren werden. Für mich sind Sie alle Mörder, und das meine ich so, wie ich es gesagt habe!«

Major Baker konnte das nicht auf sich und seinen Männern sitzen lassen. Er trat vor. »Sagen Sie uns nur, Leonidas, als was Sie Ihre Tochter angesehen haben? War sie nicht auch eine Mörderin? Hat sie keine Menschenleben auf dem Gewissen? Nicht nur einen Menschen, sondern…«

»Ist es bewiesen?«

»Nein, das nicht. Aber wir haben…«

»Indizien, wie?«

»Sie reichen aus, Mr. Leonidas.«

»Nicht für mich, Major, beileibe nicht für mich. Daran sollten Sie denken.«

»Was haben Sie vor, Mann?«

Der Grieche gestattete sich ein Lächeln. »Ich werde mich in meinen Hubschrauber setzen und zurückfliegen. Aber ich will Ihnen noch sagen, daß ich persönlich meine Tochter beerdigen werde.«

»Die Leiche muß erst freigegeben werden.«

»Das weiß ich. So lange habe ich Zeit. Jedenfalls werde ich mich wieder melden,« Major Baker hob die Hand. Dabei streckte er dem Griechen den Arm entgegen. »Machen Sie nur keinen Fehler, Mr. Leonidas. Hier haben Sie nicht das Sagen. Das mag in Ihrem Land so sein oder auf Ihrer Insel, aber nicht hier.«

»Was wollen Sie damit sagen, Major?«

»Sie haben mich schon verstanden.«

Der Grieche nickte. »Ja, das habe ich. Und ich hoffe, daß auch Sie mich verstanden haben. Wie gesagt, man wird noch von mir hören. Wehe denjenigen, die meine Tochter umbrachten. Wehe, sage ich Ihnen, denn es gibt Dinge im Leben, die kann man nicht mehr bereuen. Merken Sie sich meine Worte, und gehen Sie nicht davon aus, daß ich Furcht habe. Nicht ich, Aristoteles Leonidas.«

Mehr sagte er nicht. Er reagierte auch nicht auf Zwischenfragen, die ihm von den im Hintergrund wartenden Reportern zugeworfen wurden. Er ging auf seinen Hubschrauber zu, wo der Pilot noch hinter dem Steuerknüppel wartete.

Ohne sich noch einmal umzudrehen, enterte Leonidas die Maschine und rammte den Einstieg zu.

»Das wird er noch bereuen!« tobte Baker. »Er hatte kein Recht, hier zu landen.«

Der Pilot startete. Die Rotorblätter hoben sich, bildeten einen Kreis. Wenig später hob die Maschine ab, dabei einen regelrechten Sturmwind hinterlassend.

Suko, Bill und ich schauten dem Hubschrauber nach, wie er in den Nachthimmel stieg.

Ich sah wieder das Einhorn, allerdings ohne Flügel. Also war es kein geflügeltes Pferd, kein Pegasus. Dennoch dachte ich automatisch über die Psychonauten nach und konnte mir auch vorstellen, daß Leonidas zu ihnen gehörte. Diese nach außen getragene Sicherheit mußte einen Background haben.

Der Hubschrauber stieg in den dunklen Himmel. Eine grauschwarze Nacht verschluckte ihn. Wolken umdampften die Maschine, die in die langen Nebelschwaden hineintrieb.

Dieser Mensch hatte es tatsächlich geschafft, uns zu überraschen und uns sprachlos werden zu lassen. Selbst ein Typ wie Baker hatte da nur die zweite Geige gespielt.

Der Major kam zu uns. Finster schaute er in unsere Gesichter.

»Was sagen Sie dazu?«

»Nichts«, meinte Suko und lächelte.

»Toll. Seine Tochter ist eine mehrfache Mörderin, und er macht sie zu einer Märtyrerin. Das kann doch nicht angehen, verdammt. Das will ich nicht akzeptieren.«

»Er wird versuchen, sich zu rächen«, sagte ich leise.

Baker grinste. »Ja, so ähnlich hat er geredet. Ich freue mich schon darauf, wenn er mir gegenübersteht, Sinclair. Soll er nur kommen.«

Bill bewegte den Kopf. »Eines sage ich Ihnen, Major. Sie dürfen den Mann nicht unterschätzen.«

Baker legte den Kopf schief. »Darf ich das nicht? Kennen Sie ihn vielleicht näher? Haben Sie Informationen verschwiegen? Ich glaube, wir sollten uns einmal unterhalten. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Bill Conolly.«
»Und er ist ein Freund von uns, Baker. Merken Sie sich das. Spielen Sie hier nicht den Soldaten, der durchdreht. Bleiben Sie auf dem Teppich. Alles können Sie sich nicht erlauben.«
Major Baker sah aus, als wollte er ausspucken. »Auf welcher Seite stehen Sie eigentlich, Sinclair?«
»Bestimmt nicht auf der eines Rächers.«
»Das hat sich aber anders angehört.«
»Nein, ich will keine Selbstjustiz. Wir haben ein Gesetz! Aber diejenigen, die es vertreten, sollten ebenfalls getreu nach den Buchstaben des Gesetzes handeln. Ich hoffe, Major, daß wir uns verstanden haben.«
»Klar.«
»Dann ist es gut.«
»Dennoch werde ich auf Ihren Freund zurückkommen müssen, wenn ich Fragen habe.«
Bill breitete die Arme aus. »Bitte, Major. Ich bin der letzte, der Ihnen da nicht helfen wird. Vorausgesetzt, Sie überschreiten den gesteckten Rahmen nicht.«
»Das müssen Sie schon mir überlassen.« Wütend drehte er sich ab und ließ uns allein.
Wir sahen nicht sehr glücklich aus. Jeder von uns spürte, daß es zum Knall kommen konnte. Leonidas würde nicht aufgeben. Er war kein Typ, der den Kopf in den Sand steckte. Wahrscheinlich hielt er schon einen Plan parat, um etwas in die Wege zu leiten. Geld genug besaß er. Er konnte sich zahlreiche Killer kaufen, es kam nur auf die Höhe der Summe an.
»Ich will ja nicht vorgreifen, John, aber ich könnte mir vorstellen, daß wir in den nächsten Tagen in London bleiben werden und nicht nach Frankreich reisen.«
»Das denke ich auch, Suko!«
Bill schnappte nach dem Köder. »Ihr wollt nach Frankreich?«
»Ja, zu Abbé Bloch. Wir müssen ihm etwas übergeben.« Ich sagte Bill nicht, was es war. Die Ikonenplatte aus dem gewaltigen Schatz der Templer sollte vorerst Sukos und mein Geheimnis bleiben. Bill wußte nicht einmal etwas von unserer Reise nach Neufundland und auch nichts von der Umweltschützerin Kate Tanner, deren Schwester zu einer Nixe geworden war.[1] Zum Glück fragte er nicht weiter, nickte nur einige Male und beschäftigte sich wieder mit den Rachegedanken des Griechen, während um uns herum die Sperren wieder aufgehoben wurden und man die Tote abtransportierte.
Als er die Schulter hob, sprach ich ihn an. »Glaubst du, daß sich Leonidas noch mit dir beschäftigten wird?«
Bill lachte scharf. »Da bin ich mir sicher. Er hat es nicht direkt

gesagt, aber aus seinen Worten habe ich einen verdammten Vorwurf gehört. Ich bin mir fast sicher, daß ich mit ihm zusammentreffen werde.«

»Darüber solltest du uns informieren.« Sukos Stimme klang belegt.

Auch er schien der Meinung zu sein, daß sich da etwas über Bills Kopf zusammenbraute.

»Werde ich machen. Ihr seid ja außen vor.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte ich und schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, daß es auch anders laufen kann. Er hat uns zusammen gesehen, er wird sich erkundigen, wer wir sind, und er wird es herausfinden. Für einen Mann wie Leonidas bedeutet dies keine Schwierigkeit.«

»Wir sind Polizisten. Glaubst du, daß er sich mit uns anlegen wird?«

»Ein kalter Rächer, Suko. Dieser Mensch ist eiskalt. Wahrscheinlich hat er in seinem Leben nur eine Frau geliebt, eben Sigrid, seine Tochter, der er diesen außergewöhnlichen Namen gegeben hatte. Ich kann nicht in die Zukunft sehen, ich weiß nicht, wie sich die Dinge noch entwickeln werden.«

Bill schaute auf die Uhr. »Okay, Freunde, ich fahre jetzt nach Hause. Und auf ein Verhör durch Baker bin ich auch nicht scharf.«

»Das wird auf dich zukommen. Er geht davon aus, daß du mehr Informationen besitzt, als manche aus seiner Mannschaft.«

»Da hat er sich geirrt.«

»Mach ihm das klar.«

Bill winkte uns zum Abschied zu und drückte sich an den Sperren vorbei.

Ich schaute dorthin, wo unser Rover stand. Baker hielt sich in der Nähe auf und sprach uns an, als wir die Wagentüren öffnen wollten.

Breitbeinig baute er sich vor der Kühlerschnauze auf, wie jemand, der genau dokumentieren wollte, daß er bestimmte, wann der andere losfuhr.

»Probleme, Major?« fragte ich.

»Ich nicht.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Die werden Sie wahrscheinlich bekommen.«

»Welche?«

»Ihr Freund, der Reporter, scheint einiges zu wissen, habe ich den Eindruck.«

»Wir wissen es nicht.«

»Verlassen Sie sich darauf, daß ich ihn mir holen werde. Dann drehe ich ihn durch die Verhörmangel. Sigrid Leonidas hat nicht allein gestanden, wie Sie wissen. Zu ihrer Bande gehörten noch einige Terroristen, deren Namen wir leider nicht alle kennen.«

»Und die soll Mr. Conolly wissen?« fragte Suko und lachte kopfschüttelnd.

»Weshalb nicht?«

»Nein, er hat damit nichts zu tun. Er hat mit Mr. Leonidas zusammengearbeitet. Von ihm kam der Auftrag, sich mit der Tochter in Verbindung zu setzen. Er hat Bill Conolly praktisch engagiert, Sigrid zu finden. Das ist alles.«

»Dann wird er auf Spuren gestoßen sein.«

Ich hob die Schultern. »Haben Sie die Frau nicht auch gefunden, Major? War es nicht das gleiche?«

»Irgendwie schon, es ist trotzdem anders.« Er trat zwei kleine Schritte zurück. »Jedenfalls bleiben wir am Ball, Sinclair. Darauf können Sie sich verlassen.«

Er drehte sich ab und ging weg wie jemand, der vor Kraft kaum laufen konnte. Etwas breitbeinig, die Arme zu beiden Seiten des Körpers schwenkend.

Suko seufzte, als er einstieg.

»Worüber denkst du nach?« fragte ich.

»Schwer zu sagen. Baker und Leonidas. Möglicherweise kommt da was auf uns zu.«

»Wir werden es überleben.«

Meine Antwort klang optimistisch. Okay, das mußte sie zu diesem Zeitpunkt auch.

Leider konnte ich nicht in die Zukunft sehen, dann nämlich hätte sich mein Optimismus ins Gegenteil gekehrt…

***

Am anderen Morgen!

Wir hatten trotz der Ereignisse noch relativ viel Schlaf bekommen und fühlten uns beide fit, als wir ins Büro fuhren. Leider mit dem Wagen, nicht mit der »tube«.

Daß wir steckenblieben, war klar, dennoch kamen wir einigermaßen pünktlich, weil wir früher losgefahren waren.

Im Vorzimmer traf uns der erste Schock des Tages. Und der hatte sogar einen Namen.

Glenda Perkins!

Nun will ich nichts gegen unsere Sekretärin sagen, im Gegenteil, Glenda ist eine sehr hübsche Person, doch in dieser Morgenstunde kam mir der Vergleich mit einer Fregatte in den Sinn, was ich auch so laut aussprach, daß Glenda mit einem fauchenden Laut auf den Lippen herumfuhr, uns anstarrte und wir uns ein Lachen nicht verbeißen konnten.

»Was ist denn?« fragte sie scharf.

»Dein…« Suko prustete los. »Dein … ähm … Deckel.«

»Moment mal…«

»Ich meine deinen Hut.«

»Ja, stimmt«, stand ich meinem Freund bei. »Der sieht aus, als hättest du ihn einem Seemann gestohlen. Südwester nennt man die Dinger doch, wenn ich mich nicht irre.«

»Das ist Mode!« Glenda deutete auf das graue Etwas auf ihrem Kopf. Der Hut sah aus wie eine Melone, deren breiter Rand auf einer Seite ganz heruntergezogen war.

Grau war auch ihr halblanges Kleid mit dem viereckigen U-Boot-Ausschnitt, dessen Breite von einem ebenfalls grauen Schmetterling eingenommen wurde. Die Flügel dieses Anhängsels aber waren mit rotem Lack besprüht worden.

Sie nahm den Hut wieder ab und strich mit den Fingern durch das schwarze Haar.

»Den hast du doch nicht gekauft?« fragte ich.

»Doch!«

»Auch das noch!« Der Hut lag auf ihrem Schreibtisch. Meine Faust schwebte über ihm. »Soll ich ihn mal plattmachen, Glenda?«

»Untersteh dich.«

Suko stand mir bei. »Bei dem Ding spielt es keine Rolle, wie er sitzt und wie du ihn aufsetzt. Ich kann jedenfalls nicht erkennen, wo vorn oder hinten ist.«

»Ja, Suko hat recht.«

Glenda brachte ihre neue Errungenschaft blitzschnell in Sicherheit.

»Mein lieber Schwan, ihr seid diejenigen, die es euch anmaßt, über mich zu urteilen. Soll ich mal anfangen, euch zu beschreiben. Oder sind euch die neuesten Berichte schon zu Kopf gestiegen! Ist ja irgendwo irre.«

»Moment, Glenda, welche Berichte?«

»Weißt du nichts davon, John? Hast du keine Zeitung gelesen?«

»Ein echter Beamter liest die Zeitung im Büro!« erklärte Suko grinsend.

»Ich habe sie auf eure Schreibtische gelegt. Ihr seid auf der ersten Seite zu sehen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Sir James dar über glücklich sein wird.«

»Die Bilder der letzten Nacht?«

»Welche sonst?«

»Bringst du uns auch einen Kaffee?« fragte ich lächelnd, bevor ich unser gemeinsames Büro betrat. »Aber nicht in deinem komischen Hut servieren, bitte.«

»Ich kippe dir die Brühe gleich über den Schädel. Da kannst du sie als Haarwasser benutzen.«

»Gern, Glenda. Soviel mir bekannt ist, sorgt Kaffee für einen tollen Haarwuchs.«

Lachend betrat ich den Raum, wo Suko bereits Platz genommen hatte und mir eine Zeitung entgegenhielt. Sehr schnell erstickte mein

Lachen. Ich starrte nur auf das Bild, zwinkerte mit den Augen und schüttelte den Kopf. »Soll ich vorlesen?« fragte Suko.

»Nicht nötig.« Ich setzte mich und nahm eine andere Zeitung. Sie brachte fast die gleiche Meldung.

DIE SCHÖNE SIGRID ENDLICH TOT

So lautete die Headline. Darunter befand sich das Foto, auf dem drei Männer und die der Frauenleiche zu sehen waren.

Major Baker, Suko und ich!

Wir wechselten die Blätter. Es schien nur das Thema zu geben, denn nicht nur auf der Titelseite wurde über den Tod der Terroristin geschrieben, auch die Kommentare der folgenden beiden Seiten beschäftigten sich mit diesem Thema.

Ich las die Texte sorgfältig und prüfte auch nach, ob wir erwähnt worden waren.

Nicht mehr, nur unter dem Bild stand etwas zu lesen. Da wurde aufgeführt, wer die Terroristin gestellt hatte.

Suko und ich wurden zusammen mit unserem »Freund« Baker in einen Topf geworfen.

Das gefiel uns beiden nicht. Wütend knallte ich die zusammengefaltete Zeitung auf den Schreibtisch und schaute Suko an. Glenda kam mit dem Kaffee. Ich hatte meinen Satz soeben begonnen. »Das stimmt nicht, das ist eine Verfälschung der Tatsachen.«

»Die aber böse Folgen haben kann«, meinte Suko. »Denk nur an die Rache des Griechen.«

»Noch sind es Lippenbekenntnisse.«

»Ob sie es auch bleiben?«

Ich hob die Schultern.

Glenda setzte die Tassen ab und fragte: »Kann mir mal einer sagen, um was es geht?«

»Hast du die Zeitungen nicht gelesen?«

»Schon, aber…«

»Wir sind da zufällig in eine Sache hineingeraten, die uns gar nicht gefiel«, begann Suko, wurde aber durch das Läuten des Telefons unterbrochen.

Ich hob ab und hörte die Stimme unseres Chefs Sir James. Freundlich klang der Superintendent nicht, als er fragte: »Wann können Sie bei mir sein, Sie beide?«

»In einer Minute.«

»Darum möchte ich bitten.«

»Sir James?« fragte Glenda.

»Sicher.«

Sie winkte mit beiden Händen ab. »Das gibt Ärger. Er kann ja auch lesen.«

»Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Nur beim

Kaffee ist das anders.« Ich hob die Tasse an, schlürfte den ersten Schluck – und verbrannte mir fast die Lippen, so heiß war die Brühe. Vielleicht hatte ich auch zu schnell getrunken.

Suko war schon aufgestanden, ich trank noch immer und leerte die Tasse in Rekordzeit.

»Das hat er nicht verdient, daß er so schnell getrunken wird«, beschwerte sich Glenda.

Ich klopfte ihr auf die Schulter. »Recht hast du, Mädchen. Als ich Sir James versprach, innerhalb einer Minute bei ihm zu sein, dachte ich an den Kaffee leider nicht.«

»Dein Pech, wenn du dir die Lippe verbrannt hast.«

»Aber nur die Lippe«, sagte ich beim hinausgehen.

Suko stand am Fenster und schaute hinaus in den trüben Novembermorgen. Es regnete nicht, und auch die berühmten Londoner Nebelschwaden trieben nicht durch die Straßen. Sie aber werden noch kommen, da war ich mir sicher. Kein Spätherbst ohne den berüchtigten Nebel.

Sir James empfing uns am Schreibtisch sitzend. Vor ihm lagen mehrere Zeitungen mit der ersten Seite nach oben. Er schaute uns an, deutete auf die beiden Stühle, schlug einige Male mit dem Handrücken auf verschiedene Blätter und fragte nur: »Stimmt das?«

»Teilweise.«

»Also doch.«

»Kann ich es erklären, Sir?«

»Darum bitte ich.«

Der Superintendent bekam eine Erklärung. Er hörte aufmerksam zu, in seinem Gesicht regte sich so lange nichts, bis ich zum Schluß kam und sagte: »Nun können Sie sich selbst ein Bild machen, Sir. Wem glauben Sie mehr? Den Zeitungen oder uns?«

Er krauste die Stirn. Seine Augen kamen mir größer vor als sonst.

Dann bewegte er seine Lippen und sagte mit leiser Stimme: »Jedenfalls waren Sie am Tatort.«

Suko und ich nickten wie zwei gehorsame Schüler.

»Hätten Sie dann nicht auf die verdammten Fotografen achtgeben können? Dieses Foto brauchte nicht zu sein.«

»Stimmt, Sir.«

Er lehnte sich zurück. »Ich habe hier zahlreiche Anrufe entgegennehmen müssen. Ich wußte nicht, was gespielt wurde, aber ein Anruf hat mich besonders gestört.«

»Leonidas«, sagte Suko.

»Richtig, er war es. Seine Tochter wurde umgebracht.«

»Sie war eine Terroristin.«

Unwirsch winkte der Alte ab. »Klar, das wissen wir. Nur ist es nicht Ihre Aufgabe, Terroristen zu jagen. Sie haben weiß Gott genug mit

anderen Dingen zu tun.«

»Sir, ich möchte noch einmal betonen, daß es ein Zufall gewesen ist, der uns in die Gegend führte.«

»Leonidas ist mächtig. Sie haben mir vorhin von seinem Verhalten berichtet. Was glauben Sie denn, was er diesem Bild entnehmen wird? Es ist ein Dokument. Er wird sich sagen, daß zwei Scotland-Yard-Beamte daran beteiligt waren, seine Tochter umzubringen. Ich würde fast ebenso denken, wenn ich er wäre.«

»Es war aber nicht so, das haben wir ihm gesagt.«

»Wissen Sie denn, John, was im Innern dieses Mannes vorgeht, der zudem noch Vater gewesen ist?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

Unser Chef hob die Schultern. »Nein«, widersprach er, »das kann ich mir nicht einmal vorstellen. Dieser Mensch kann innerlich eine Gruft sein, dem normale menschliche Gefühle fremd sind. Gewisse Kreise sind nicht eben begeistert, daß er in der Nähe von London Grundbesitz hat, aber gewisse Kreise wissen auch, daß er zu den Mächtigen gehört.«

»Wirtschaft?« fragte ich.

»Ja, er kontrolliert praktisch den Olivenanbau in Griechenland. Vom Öl einmal abgesehen, das er nur auf seinen Schiffen fährt. Aber Griechenland gehört zur EG wie wir, und da spielen wirtschaftliche Interessen eine Rolle. Man läßt diesen Menschen also in Ruhe.«

»Gibt es etwas, das man ihm anstecken kann?« fragte Suko.

»Nein, wieso?«

»Ich dachte daran, daß er schmutzige Geschäfte im großen Stil betreibt und den Handel mit Oliven nur vorgeschoben hat. Rauschgift, Menschenhandel und so weiter.«

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht einmal einen Verdacht. Tatsache ist, daß er ähnlich reagiert wie die Araber und sein Geld in aller Herren Länder gewinnbringend anlegt. Natürlich auch in Grundstücken und Liegenschaften, wie sein Besitz Kreta am Rande von London beweist.«

Ich runzelte die Stirn. »Kreta?«

»Ja, so hat er das Gelände genannt, das er damals kaufte. Es sollte ihn an seine Heimat erinnern.«

»Wo liegt das Anwesen denn?«

»Nordöstlich von London und südlich von Cambridge, eingebettet in eine hügelige Landschaft. Viele sagen, unser Land sei dort am schönsten. Der Grieche scheint es gewußt zu haben.«

»Sollen wir die Initiative ergreifen, Sir?« fragte ich jetzt direkt.

Hinter den dicken Brillengläsern weiteten sich die Augen unseres Chefs. »Nein, auf keinen Fall. Das würde so aussehen, als würden wir ihm nachrennen. Sie wissen doch, wer sich entschuldigt, klagt sich an,

John. Wir lassen ihn in Ruhe.«
»Einverstanden. Wobei ich allerdings davon ausgehe, daß er sich von allein melden wird.«
»Bei Ihnen?«
»Besonders bei Bill. Wenn mich nicht alles täuscht, hält er ihn für einen Versager. Durch Bill wollte er Kontakt zu seiner Tochter aufnehmen, was ihm fast gelungen wäre, wenn ihm die Anti-Terroreinheit nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte.«
Sir James senkte den Kopf, als er sprach. »Wenn Leonidas die Fotos sieht, was ganz bestimmt der Fall sein wird, befindet sich auch Baker in Gefahr.«
»Das haben wir ihm gesagt.«
»Und?«
»Er reagierte arrogant, sehr überheblich. Es schien mir so, als würde er den Griechen nicht ernst nehmen.« Suko runzelte die Stirn.
»Meiner Ansicht nach beging er einen Fehler. Leonidas weiß sehr wohl, was er unternehmen wird. Wir gehen davon aus, daß er keinerlei Rücksicht nimmt. Er hat uns einen zu entschlossenen Eindruck gemacht, wenn Sie verstehen.«
»Sicher. Rache also.«
»Das sehe ich auch so.«
Ich mischte mich ein. »Sir, wir sollten auch Bill Conolly nicht vergessen. Leonidas kann es auch bei ihm versuchen. Er hat einmal viel von ihm gehalten, das scheint mir vorbei zu sein.«
»Wie sieht Ihr Freund das?«
»Ziemlich gelassen.«
»Nicht leichtsinnig?«
»Nein.«
»Dann warten wir ab. Ich hoffe, daß er sich melden wird, wenn sich Leonidas mit ihm in Verbindung gesetzt hat.«
»So vernünftig wird er sein.« Sir James runzelte die Stirn und schob den Stapel Zeitungen zur Seite. Für ihn war das Thema vorläufig gestorben. »Etwas anderes«, sagte er. »Sie haben die Ikone aus Gold mitgebracht. Bleiben Sie dabei, daß Sie dieses Teil dem Abbé in Alet-les-Bains geben wollen?«
»Ja, Sir. Er soll entscheiden, ob wir es verkaufen oder nicht. Die Ikone wird uns eine große Summe Geld bringen. Sie hilft den Templern mit, unabhängig zu sein.«
Sir James nickte. »Gut, dann können Sie meinetwegen nach Frankreich fahren. Wann?«
»Vielleicht morgen. Wir haben noch einiges aufzuarbeiten. Zudem möchte ich heute hier in London bleiben. Ich werde das ungute Gefühl nicht los, daß wir noch etwas von unserem Freund Leonidas hören.«
Der Superintendent gestattete sich ein Lächeln. »Ich weiß, daß Ihre

Gefühle Sie oftmals nicht getrogen haben. Und was die Anrufe aus der Presse angeht, so habe ich die Order gegeben, sämtliche Fragen abzublocken. War es in Ihrem Sinne?«

»Natürlich, was sonst?«

Suko und ich standen auf. Wir wußten, wann ein Gespräch beendet war und erklärten nur noch, daß Sir James uns im Hause finden konnte, falls etwas war.

Ich schlug nicht den direkten Weg zum Büro ein, sondern fuhr in die Unterwelt, wo sich auch die Informationszentrale befand.

Dort war ich ein ungern gesehener Gast, weil ich immer dann auftauchte, wenn es Probleme gab. Der Kollege vergaß, seinen Joghurt zu löffeln, als er mich entdeckte.

»Nein, Sinclair.«

»Doch!«

Er verdrehte die Augen. »Wer ist denn jetzt gestorben? Was sollen wir heraussuchen?«

»Nur einen Namen: Aristoteles Leonidas.«

»Klingt griechisch.«

»Ist es auch.«

»Wissen Sie mehr über den Mann? Welche Vorstrafen hat er? Auf was ist er spezialisiert?«

»Auf Oliven!«

»Hä?«

Ich weihte den Kollegen ein, der einige Male nickte und aufatmete, da ich ihn nicht vor schwer lösbare Probleme gestellt hatte. »Wollen Sie hier warten oder…«

»Ihnen ist es lieber, wenn ich verschwinde, wie?«

»Nun ja.« Der Mann setzte seine Brille auf. »Einige Kollegen bekommen Schweißausbrüche, wenn die Sie sehen. Das ist nichts gegen Sie persönlich, Sinclair, es hängt eben mit Ihrem ungewöhnlichen Job zusammen. Sie verstehen?«

»Ich warte in meinem Büro.«

»Okay, ich lasse etwas von mir hören.«

Fünf Minuten später betrat ich das Vorzimmer. Der Hut lag noch immer auf seinem Platz. Wieder überkam mich der Wunsch, ihm sozusagen schlagartig eine neue Form zu geben, ich hielt mich aber zurück. Es ist nicht gut, einen Krach mit seiner Sekretärin zu provozieren.

Glenda hatte meinen Blick trotzdem bemerkt. »Ist was?« fragte sie mit lauernder Stimme.

»Ein schönes Hütchen«, lobte ich.

»Hör auf!« drohte sie, »sonst kann es schweren Ärger mit uns beiden geben.«

»Okay, ist ja schon gut.«

Suko las die Zeitungen. »Hast du etwas herausgefunden?« fragte er, als ich in das Büro trat.

»Man ruft uns an.«

Er legte eine Zeitung zur Seite und schaute zu, wie ich Platz nahm.

»Ich glaube nicht, John, daß allzuviel dabei herauskommen wird.«

Er wedelte mit der Hand. »Ich gehe davon aus, daß Leonidas zu den Leuten gehört, die im geheimen operieren und die Macht an langen Fäden halten, ohne dabei aufzufallen.«

»Da kannst du durchaus recht haben.« Ich zeigte mit dem Mittelfinger auf ihn.

»He, was soll das? Keine Beleidigungen, bitte.«

»Ich wollte mit dem Finger auch nur etwas anderes anzeigen, Suko. Das Horn eines gewissen Fabeltieres.«

»Die Psychonauten?«

»Richtig.«

Mein Freund wiegte den Kopf. »Es will mir einfach nicht in den Schädel, daß Leonidas etwas mit dieser Gruppe von Menschen zu tun hat. Nein, daran kann ich nicht glauben.«

»Wieso nicht?«

»Weil der Grieche ein Profitmacher ist, John. Die Psychonauten sind anders. Keine Materialisten, bitte sehr. Sie haben andere Ziele, denk nur an die Cheops-Pyramide, wo wir sie trafen.«

»Ja, du hast recht. Nur gibt es überall schwarze Schafe. Leonidas könnte ihnen dank seiner Beziehungen wichtig sein. Es ist für jede Gruppe von Vorteil, wenn sie Mitglieder hat, die sich in gewissen Geschäften auskennen.«

»Wir werden es herausfinden.«

Das Telefon meldete sich. Der Kollege von der Fahndung wollte mich sprechen. »Viel ist es nicht, was wir herausgefunden haben. Ich schicke Ihnen den Ausdruck zu.«

»Sagen Sie das Wenige.«

Ich erfuhr Dinge, die ich schon wußte, bis auf eine Kleinigkeit, die mir der Anrufer zuletzt servierte. »Dieser Knabe muß ein Hobby haben, und zwar heißt es Kreta. Er stammt von dieser Insel, liebt sie über alles und hat sein Haus auch so genannt.«

»Das ist uns bekannt.«

»Zudem schwärmt er für den sagenhaften König Minos und natürlich den Minotaurus. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Zu weiteren Gefälligkeiten stets zu Diensten.«

»Ich bewundere Sie!«

»Weshalb?«

Lachend gab ich die Antwort. »Sie können so herrlich lügen.«

Da legte er rasch auf.

Suko hatte mitgehört, die Beine langgemacht und hob die Schultern.

»Also nichts weiter.«

»Kaum.«

»Dann könnten wir ja heute, da wir sowieso im Büro bleiben, mal wieder nebenan beim Italiener essen gehen.«

»Gut.«

»Nehmen wir Glenda mit?«

Sie betrat soeben unser Büro und hatte mitgehört. »Nein, Glenda will nicht.«

»Figurprobleme?« fragte ich.

Sie blitzte mich an. »Und wenn schon, das geht dich nichts an, Mr. Geisterjäger.«

Ich drehte mich auf meinem Stuhl und schaute ihr ins Gesicht.

»Was hat dich heute so sauer gemacht?«

»Deine Bemerkungen über meinen Hut.«

»Die waren doch…«

»Hör auf und versuch nicht, dich herauszureden. Ich weiß Bescheid, mein Lieber.«

»Na ja, wenn das so ist, essen wir allein.«

»Guten Hunger«, wünschte sie spitz.

Wir gingen. Den richtigen Appetit brachte ich nicht mit, denn ich dachte immer wieder an den Griechen, und der leichte Magendruck blieb wie eine Drohung zurück…

***

Mit dem Lift war er in die Unterwelt gefahren und hatte dort ein steinernes Tor geöffnet.

Im Ausschnitt blieb er stehen, schaute hinein in das grünliche Dunkel und legte beide Hände rechts und links neben die Mundwinkel, um einen Trichter zu bilden, durch den die Laute verstärkt wurden, die aus seinem Mund drangen.

Es hörte sich an wie ein Mittelding zwischen dem Fauchen eines Tigers und dem hellen Trompeten eines Elefanten.

Der Laut hallte in das Dunkel hinein, um dort zu verklingen. Sekundenlang geschah nichts, dann aber ertönte aus dem tiefen Hintergrund ein donnerndes Geräusch, als würden Pferde durch die gewaltige unterirdische Halle rasen.

Der Mann wartete noch immer. Er lauschte den trommelnden Geräuschen nach, und sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, als sie verstärkt an seine Ohren drangen.

Sie tauchten auf wie lebende Schatten. Von drei verschiedenen Seiten erschienen die drei Schimmel in seinem Blickfeld. Normale Pferde, mit nur einem Unterschied.

Knapp über den Augen und aus der Stirn wuchs bei jedem Tier ein goldfarbenes, spitzes Horn.

Drei Einhörner, drei Fabeltiere, die vor ihrem Herrn stehenblieben, der dicht an sie herantrat, sie streichelte und ihnen etwas in die Ohren flüsterte.

Die Tiere veränderten sich. Sie stellten die Ohren hoch, hoben auch die Köpfe an, ihre Blicke bekamen etwas Hartes, Glasiges, dazu scharrten sie mit den Hufen.

»Ja«, flüsterte der Mann. »Ja, ihr seid die besten. Ihr werdet es schaffen, das weiß ich.«

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Auf der Stelle drehten sich die Einhörner um und rannten hinein in das dunkle Grün des gewaltigen Raumes unter der Erde.

Nichts regte sich in seinem Gesicht, als der Mann wieder nach oben fuhr, sich in sein Arbeitszimmer begab und den Diener fortschickte.

Er holte eine Flasche Rotwein aus dem temperierten Schrank mit der dicken Glasscheibe.

Gelassen entkorkte er sie, schenkte den Wein in einen Pokal und trank sich selbst zu, wobei er einen gewichtigen Satz sagte: »Auf den Tod. Auf ihn und darauf, daß er all die vernichtete, die es verdient haben.« Dann lachte er schaurig, ballte die linke Hand zur Faust und stieß sie in die Luft…

***

Immer wenn Major Baker einen roten Kopf bekam, war das ein schlechtes Zeichen. Dann wußten seine Untergebenen, daß dem Chef eine Laus über die Leber gelaufen war.

An diesem Tag waren es zwei Läuse gewesen, die sogar Namen besaßen: Aristoteles Leonidas und Bill Conolly, der Reporter. Baker hatte versucht, an den Griechen heranzukommen, da jedoch gab es eine gewisse Sperre, zusammengesetzt aus Vorgesetzten, die es nicht für opportun hielten, daß er sich mit dem Griechen beschäftigte, denn dessen Einfluß reichte weit.

»Halten Sie sich vorläufig zurück, Major!« wurde ihm gesagt.

»Möglicherweise wird Ihre Stunde noch kommen.«

Über das Wort möglicherweise hatte er sich furchtbar aufgeregt.

Er gehörte zu den Menschen, die entweder etwas genau wissen wollten oder denen man absagte. Aber nicht dieses verdammte »möglicherweise«. Das war wie Kaugummi.

Wütend stand er auf und öffnete eine schmale Seitentür. Dahinter lag ein kleiner Raum. Er bildete Bad und Schlafzimmer in einem.

Die Dusche stand vor dem Kopfende des Feldbetts, und eine Kleiderstange hatte ebenfalls noch ihren Platz gefunden.

Er betrachtete sein Gesicht im Spiegel. Erste Falten zeichneten die Haut. Die dunklen Augen blickten noch immer wie zwei Punkte.

Strichdünne Lippen, eine hohe Stirn, das noch dunkle Haar im

Bürstenschnitt.

Die Schultern waren breit und kräftig. Wenn er irgendwo am Strand oder am Pool lag, konnten manche Bodybuilder nur neidvoll schauen. Er war hart, er verließ sich auf seine Kräfte, und er war fix, was das Denken anbetraf.

Deshalb wollte es ihm auch nicht in den Sinn, daß ihm dieser Grieche über war. Nicht einmal wegen der unerlaubten Landung hatte man ihn ins Gebet genommen, und Baker kam sich vor wie ein dummer Schnösel.

»Das wird sich ändern«, sprach er seinem Spiegelbild zu. »Das wird sich, verdammt noch mal, ändern.«

Abrupt machte er kehrt und dachte daran, daß er einen Alleingang vor sich hatte. Durch nichts abgesegnet, aber auch so etwas würde er überwinden können. Früher hatten ihn derartige Jobs berühmt gemacht. Da war er als Mann bekannt gewesen, den nichts umhauen konnte. Wenn er mit dem Griechen fertig war, würde er sich um den Reporter kümmern. Auch der sollte noch sein Fett bekommen.

Die Uniform hatte er ausgezogen. Major Baker trug jetzt seine zweite Kampfkleidung, wie er zu sagen pflegte. Sie setzte sich aus Jeans, Pullover und Lederjacke zusammen. Letztere verbarg die Waffe, einen schweren Revolver der Marke Colt.

Der Grieche!

Immer wieder dachte er an ihn. Er sah Ari Leonidas aus dem Hubschrauber steigen. Jeden Schritt konnte er noch nachvollziehen. Diese verdammten, arroganten Bewegungen, der maskenhaft starre Ausdruck in dem Gesicht, all das störte ihn gewaltig, und natürlich der Mann selbst, der, so nahm Baker an, bestimmt keine reine Weste besaß. Nicht, daß er mit irgendwelchen Terroristen kooperierte, dazu war er zu stark wirtschaftlich engagiert, nein, Leute wie Leonidas besaßen internationale Beziehungen und hatten ihre wahnwitzigen Vermögen bestimmt nicht nur durch saubere Geschäfte getätigt.

So etwas war einfach nicht möglich.

Es klopfte.

Baker runzelte unwillig die Stirn. Er hatte sich ausgebeten, ihn nicht zu stören. Trotzdem rief er sein »Come in!«

Der Adjutant, ein Sergeant, Bulle genannt, betrat das Büro. Bulle gehörte zu den wilden Fightern, der besonders bei den Neuankömmlingen der Truppe wegen seiner Schleifermethoden verhaßt und der persönlich stolz auf seine Sattelnase war.

»Sir!« Bevor der Bulle noch grüßen konnte, winkte der Major ab.

»Wir sind hier nicht mehr im Dienst. Sie tragen Zivil!« Er ließ seinen Blick über die fast gleiche Kleidung gleiten, die er auch trug, »deshalb lassen Sie den Dienstrang weg. Sagen Sie einfach Baker.«

»Yes, S… okay, Mr. Baker.«

»Schließen Sie die Tür!«
Bulle tat es.
Baker hatte sich auf die Schreibtischplatte gesetzt und betrachtete den Sergeant. In dessen Gesicht regte sich nichts. Durch die Delle in seiner Nase wirkte das Gesicht des Mannes sehr flach. Die dicken Lippen waren blaß. Ebenso wie die kleinen Augen. Das fahlblonde Haar hatte der Mann nach hinten gekämmt.
»Sie wissen, worum es geht?«
»So ungefähr.«
»Das ist ein Privatjob, da können Sie aussteigen.«
»Nein.«
»Gut, dann hängen Sie drin.«
»Das weiß ich, Mr. Baker.«
Der Major lächelte, rutschte von der Kante und nickte mehrmals.
»Die ganze Sache ist so: Sie waren ja dabei, als wir die Tochter des Griechen in die Hände bekamen und ihr Vater landete. Dieser Mann ist gefährlich, Bulle. Ihn sollten wir uns näher ansehen.«
»Wann werden wir starten?«
Baker grinste. Wenn jemand so reagierte, war ihm das am liebsten.
»Am besten sofort.«
»Ich bin bereit.«
»Wunderbar. Das zweite Problem ist ein Reporter namens Bill Conolly. Ich habe über ihn recherchiert und dabei nachgedacht, wer wichtiger ist. Der Grieche oder der Reporter. Beide sind wichtig für uns, aber wir müssen Prioritäten setzen, und ich habe mich zunächst für den Griechen entschieden. Der Reporter läuft uns nicht weg. In seiner Branche hat er einen guten Namen, das habe ich auch erfahren. Er ist nicht nur national tätig, auch international besitzt er einen ausgezeichneten Ruf. Seine Beziehungen sind Spitze, wir müssen bei ihm vorsichtig sein. Ich bin allerdings davon überzeugt, daß er uns Tore aufstoßen kann, die zu verschiedenen Organisationen führen. Behalten Sie den Namen Bill Conolly im Hinterkopf, wenn wir mit dem Griechen fertig sind.«
»Weiß Leonidas, daß wir kommen?«
Baker hob die Schultern. »Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, ihn anzurufen, es dann gelassen, weil ich ihn überraschen will. Wir schauen uns bei ihm etwas um.«
Der Sergeant grinste. »So etwas wie ein Geheimauftrag, Mr. Baker?«
»Das ist nicht schlecht gesagt.«
»Nicht abgedeckt?«
»Nein.«
»Wie früher also?«
»Richtig.«
Bulle rieb seine mächtigen Pranken. »Darauf freue ich mich, Mr.

Baker. Das ist mal wieder was.«

»Dann kommen Sie!«

Der Sergeant verließ das Büro als erster. Baker folgte. Er fuhr nicht und ließ seinen Adjutanten ans Steuer. Baker hatte sich für einen Privatwagen entschieden, einen erst drei Monate alten Ford Scorpio.

Blaugrün in der Farbe, besaß dieses Fahrzeug einen Tarnlack.

Das Ziel war leicht zu erreichen. Über die M 11, die London mit Cambridge verbindet, hatten sie es leicht, den Ort zu erreichen, wo der Grieche sein Refugium besaß.

Ein altes Haus inmitten der Einsamkeit. Es hatte mal einem Landadeligen gehört, der gezwungen war, das Gemäuer zu verkaufen und sich von dem Erlös ein schönes Leben machte.

Der Grieche hockte in seinem englischen Domizil wie eine Spinne im Netz. Er wohnte auch nicht allein, war umgeben von Personal, auf das der Major zu sprechen kam, als sie über den Motorway in Richtung Norden rollten und ein trüber Herbsttag sie geschluckt hatte.

»Wie sind wir bewaffnet, Sergeant?«

»Gut genug. Im Kofferraum habe ich einiges versteckt.«

»Okay.«

»Mit wie vielen Gegnern müssen wir denn rechnen?« erkundigte sich der Sergeant.

»Keine Ahnung. Bodyguards hat ein Mann wie der Grieche bestimmt. Er muß sich ja der Konkurrenz erwehren können.«

»Wir sind auch nicht ohne.«

»Sicher. Bulle, sicher.«

Grau türmte sich der Novemberhimmel über ihnen, grau lag das Band der Fahrbahn vor ihnen, und grau waren auch die Gedanken der Menschen: Sie drehten sich um die Zukunft.

Sie wußten nicht, ob sie es schafften, aber sie waren es gewohnt, mit dem Risiko zu leben.

Bulle fuhr schnell. Er überschritt die Tempolimits nur gering, so konnte man ihnen kaum etwas anhaben.

Die Ebene um London lag hinter ihnen. Bis Cambridge führte der Motorway durch ein hügeliges Gelände. Es war wunderbar anzuschauen. Lieblich, manchmal romantisch.

Die kleinen Flüsse, die Bäche, die Dörfer, die weiten Wiesen, unterbrochen von dichten Wäldern und die zahlreichen Trauerweiden, die oft einzeln standen oder sich an den Ufern der Wasserläufe gruppierten. Das alles war eine wunderschöne Welt, die in einen tiefen Novemberschlaf gesunken zu sein schien.

Der Ford fraß die Meilen. Beide Männer waren schweigsam und hingen ihren Gedanken nach, wobei sich der Major fragte, ob er richtig gehandelt hatte. Er kam zu dem Entschluß, daß er es getan hatte. Manchmal mußte man eben in die Offensive gehen.

Im November sind die Tage schon kurz. Baker hoffte, daß sie ihr Ziel noch vor dem Einbruch der Dunkelheit erreichten.

Bis Cambridge brauchten sie nicht. Auf halber Strecke fuhren sie ab in Richtung Osten. Der Ort hieß Newport, durch den sie nicht rollten, dafür auf einer schmalen Straße, die entlang einer Bahnlinie lief, bevor sie wieder abbogen.

»Sie kennen sich aus, Mr. Baker?«

»Nicht genau, Sergeant, aber ich weiß, daß wir durch ein Waldgebiet müssen, das zum Grundstück des Griechen gehört.«

»Dann hat er zugeschlagen.«

Baker nickte. »Und nicht zu knapp.«

Hinweisschilder existierten nicht, aber der Major hatte vorgesorgt.

Für ihn war es eine Kleinigkeit gewesen, sich die entsprechenden Detailpläne zu beschaffen. Sie lagen ausgebreitet auf seinen Knien, und nach ihnen richtete er sich.

Die Straßen verloren an Breite. Manchmal fuhren sie über Wege, die im Schatten der weiten Hügel lagen. Einsam stehende Gehöfte zeichneten sich in der klaren Luft konturenscharf ab. Der Himmel war weiter und höher geworden. Wolken segelten wie lange, graue Schatten über seine immense Weite hinweg.

»Es dauert nicht mehr lange«, erklärte der Major mit einem Blick auf die Karte. »Wir müssen an der nächsten Kreuzung nach links. Etwa nach zwei Meilen treffen wir auf das Landhaus ›Kreta‹.«

»Komischer Name.«

»Der Grieche liebt eben seine Heimatinsel.«

»Stammt er von Kreta?«

»So ist es.«

»Passierte da nicht die Sache mit dem Stier, diesem Minotaurus?«

»Genau, Bulle, genau. Da war das gewaltige Labyrinth, aus dem keiner mehr lebend herauskam, bis auf einen.«

»Der mit dem Knäuel.«

»Ja, Theseus. Er bekam es von Ariadne, die den Mann liebte. Das ist eigentlich alles.«

»Wie schön, daß es so etwas hier nicht gibt!« lachte der Sergeant.

»Wieso, Bulle? Würde Ihnen so ein Labyrinth Schwierigkeiten bereiten? Mal ehrlich.«

»Weiß ich nicht.«

Baker hob die Schultern. »Egal wie es kommt, wir werden es packen, glauben Sie mir.«

»Wie früher, Sir.« Bulle stellte seinen rechten Daumen hoch. Das Zeichen für den Sieger.

»Richtig!«

Sie rollten durch ein weites Tal. Baker konnte sich vorstellen, daß dieser Grund und Boden bereits zum Besitz des Griechen gehörte.

Hinweisschilder allerdings sah er nicht.

Die schmale Straße war gut asphaltiert und auch so breit, daß zwei Fahrzeuge, die sich begegneten, aneinander vorbeirollen konnten.

Der Baumbewuchs nahm an Dichte zu. Immer enger rückten die Stämme an die Fahrbahn heran. Zwischen ihnen wuchs dichtes Unterholz. Langes Farnkraut, vermischt mit knorrigem Gehölz, das von dem herabgefallenen Blattwerk wie ein braunes Leichentuch bedeckt wurde.

Die Natur starb, sie legte sich zur Ruhe, um im nächsten Jahr wieder zu erwachen.

Schon bald nahm ihnen der Wald die Sicht. Eigentlich hätten sie die Scheinwerfer einschalten müssen, das wollte Baker nicht riskieren. Die hellen Augen wären zu leicht zu entdecken gewesen, also rollten sie im Düstern weiter.

Noch war es Tag, aber die Dämmerung würde kommen. Bis dahin mußten sie das Haus erreicht haben.

Der Weg führte nicht in einer direkten Linie auf das Haus zu. Er nahm einen verschlungenen Verlauf, wand sich durch die Natur und hatte schon etwas Labyrinthhaftes an sich.

Bulle zog die Schultern hoch, als würde er frieren.

»Haben Sie was?«

»Mir gefällt das nicht, Mr. Baker.«

»Weshalb nicht?«

»Das reine Gefühl.«

»Wir werden schon achtgeben.«

Der Sergeant nickte. »Eine andere Frage, Major«, sagte er und beugte sich nach vorn. »Sollen wir bis dicht an das Haus heran oder den Rest der Strecke zu Fuß gehen?«

»Nicht bis an den Bau.«

»Das heißt also, daß ich nach einem günstigen Parkplatz Ausschau halten muß.«

»Können Sie, Bulle.«

Der Fahrer gab jetzt acht, suchte nach Lücken im Unterholz und nach Stellen, wo es keinen Graben gab. Im Düstern war es nicht leicht zu finden, erst nachdem sie eine scharfe Kurve hinter sich gelassen hatten, sahen sie eine Stelle, die wie ausgebeult wirkte.

In diese Lücke rangierte der Sergeant den Scorpio und drehte ihn so, daß er mit der Schnauze zur Straße wies. »Zufrieden, Sir?«

»Klasse gemacht.«

»Immer, Chef.«

Beide stiegen aus, und beide hämmerten die Tür nicht hart zu. Als Bulle das Fahrzeug abschloß, hatte sein Vorgesetzter bereits den Deckel des Kofferraums hochschnellen lassen, um die Waffen herauszunehmen, die sie mitgebracht hatten.

Pistolen waren es nicht. Sie hatten sich für zwei kurzläufige Schnellfeuergewehre entschieden, die sie auch an ihren Gürteln festhaken konnten. Die tödlichen Waffen verströmten noch einen leichten Ölgeruch, den der Sergeant so liebte. Bei ihm war das Gewehr tatsächlich so etwas wie die Braut.

Der Major umspannte seine Schultern mit einem Seil, an dessen Ende ein dreizackiger Haken befestigt war. Mit seiner Hilfe würden sie höhere Mauern überwinden können.

»Fertig, Bulle?«

»Wir können, Mr. Baker!«

Das taten sie. Natürlich blieben sie nicht auf dem normalen Weg, sondern schlugen sich hinein in das unwegsame Gelände. Zwar fühlten sie sich nicht unbedingt wohl, aber sie konnten sich – dank eines langen Trainings – ausgezeichnet in den dichten Wäldern mit seinem weichen Humusboden bewegen.

Vor allen Dingen lautlos, wobei sie wie Tiere waren, die Witterung aufnahmen.

Nie vergaßen sie, die Umgebung abzusuchen. Ihre Blicke waren überall. Aus ihrer Dschungelerfahrung war ihnen bekannt, daß man auch in den Bäumen Fallen stellen konnte, deshalb glitten ihre Blicke oft hoch in das fast kahle Geäst, in dem nur mehr einige wenige braune Blätter traurig hingen und auf den nächsten Sturm warteten, um abgerissen zu werden.

Vom eigentlichen Haus hatten sie noch nichts entdeckt, aber sie hörten zugleich ein Geräusch, das ihnen überhaupt nicht paßte. Wie schnuppernd blieb der Sergeant stehen und drehte sich zu Baker hin um.

»Welche Richtung?« fragte dieser.

»Moment, Chef!« Bulle ging geschmeidig in die Knie und legte sein Ohr gegen den Boden.

Der Major ließ ihm fünf Sekunden, länger brauchte sein Adjutant auch nicht. Sehr langsam stand er auf. »Es hört sich an, als würden Pferde durch den Wald trampeln.«

Baker hob die Augenbrauen. »Pferde?«

»Ja…«

»Seltsam. Die sind normalerweise auf einer Weide und nicht im Wald. Kann das Geräusch auch eine andere Ursache gehabt haben?«

»Nein, Sir, glaube ich nicht. Das hörte sich tatsächlich an wie wildes Hufgetrappel.«

»Welche Richtung?«

Bulle grinste. »Ich bin selten unsicher, diesmal schon. Es sind mehrere, wenn mich nicht alles täuscht, und die haben sich verteilt.«

»Gut.«

»Kümmern wir uns darum?« Bulle klopfte gegen den Kolben seines

Schnellfeuergewehrs.
»Noch nicht. Oder hast du jemals vor Pferden Angst gehabt?«
»Niemals, Sir.«
»Dann weiter.«
Sie blieben mißtrauisch, spitzten vor allen Dingen die Ohren, suchten nach dem Haus, tauchten in Lücken, erreichten kleine Lichtungen, gingen durch Mulden und bewegten sich so leise wie möglich durch das Laub, damit es nicht zu stark raschelte.
Plötzlich sahen sie das Haus!
Es war irgendwie gewaltig. Als eine Front schimmerte es durch die Lücke zwischen den Bäumen. Es lag etwas erhöht, die braungrauen Mauern strahlten etwas Abweisendes aus. Fenster schimmerten wie dunkles Blei. Der vor dem Haus stehende flaschengrüne Jaguar wirkte im Verhältnis zur Mauerhöhe wie ein Spielzeugauto.
»Das hätten wir«, sagte Bulle.
Der Major nickte, ging vor und drehte sich wieder um. »Da ist es, das Geräusch!«
Zugleich hörten sie das dumpfe Donnern der Hufe auf dem Waldboden. Jetzt in ihrer unmittelbaren Nähe.
»Weg, Bulle!« schrie Baker, als er das helle Tier sah, das hinter dem Sergeant aus einer Lücke schoß. Gleichzeitig fingerte Baker nach seinem Gewehr.
Bulle drehte sich um und warf sich zur Seite.
Zu spät!
Plötzlich war das Tier da. Haushoch wuchs das Pferd vor ihm in die Höhe, senkte den Kopf, und Bulle sah das spitze Horn, das genau auf seine Brust zielte…

***

»Du bist so seltsam«, sagte Sheila Conolly zu ihrem Mann. »So ungewöhnlich ruhig.«
Der Reporter grinste schief und legte das Buch zur Seite, in dem er geblättert hatte. Es war ein dicker Wälzer und befaßte sich mit der griechischen Mythologie. »Das macht das Alter, Mädchen.«
»Hör auf, Mensch! Soll ich dir das glauben?«
»Es bleibt dir überlassen.«
»Was quält dich?«
Bill hob die Schultern und streckte die Beine aus. »Eine junge Frau, die tot ist, und deren Vater.«
»Leonidas also?«
»Richtig.« Bill nickte seiner Frau zu. »Weißt du, Sheila, eigentlich müßte die Sache für mich gelaufen sein, aber das ist sie nicht. Wahrlich nicht. Ich bin mir sicher, daß da noch etwas hinterherkommt. Und zwar knüppeldick, geschlagen mit dem ganz

großen Hammer.«

»Dann gehst du noch immer davon aus, daß sich der Grieche rächen will?«

»Ja.«

»Das ist nicht gut, denn Rache kann man sich heutzutage nicht mehr leisten.«

Bill rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander. »Es kommt auf den Einsatz an.«

»Also Geld?«

»Sicher. Er hat davon genug. Leonidas ist immens reich.«

Sheila nahm Bill gegenüber Platz und strich über den Stoff ihrer engen, schwarzen Hose. »Ich verstehe nicht, Bill, daß du diesen Job überhaupt angenommen hast.«

Er hob die Schultern. »Manchmal macht man eben Sachen, die man im Nachhinein bereut. Die Aufgabe hatte mich einfach gereizt. Zudem darfst du nicht vergessen, daß ich an einer Serie über den Terrorismus arbeite.«

»Klar, seit zwei Jahren schon.«

»Gut Ding braucht Zeit.«

»Trotzdem, Bill. Ich bin der Ansicht, daß du da einen großen Fehler begangen hast. Sogar einen riesengroßen. Du solltest diesen Leonidas so schnell wie möglich vergessen.«

»Ich schon, aber er nicht.«

Sheila zog die Augenbrauen näher zusammen. »Soll das heißen, daß er dir einiges nachträgt?«

»Nicht nur einiges, Mädchen.«

»Und was alles?«

»Er gibt mir indirekt die Schuld daran, daß seine Tochter nicht mehr lebt.«

»Aha.«

»Ja, so ist es.«

»Weiter.«

»Nichts weiter. Ich warte darauf, daß er agiert. Ich kann mich dann entscheiden, wie ich mich verhalten soll.«

»Das finde ich nicht gut.«

Bill winkte ab. »Denkst du vielleicht ich? Bestimmt nicht, Sheila. Zum Glück wissen John und Suko Bescheid. Ich werde sie auf jeden Fall einspannen, sollte sich da etwas ereignen.«

Als hätte Bill ein Stichwort gegeben, klingelte plötzlich das Telefon im Wohnraum.

Sheila wollte den Hörer abnehmen, doch Bill war schneller. Er hörte noch die Worte seiner Frau, bevor er sich meldete: »Was immer du tust, denk daran, daß du Familie hast.«

»Natürlich.«

»Hallo, Mr. Conolly, habe ich Sie gestört?«

Bill hatte die Stimme des Griechen sofort erkannt. Dieses sonore Organ blieb in Erinnerung. »Ja, beim Nachdenken haben Sie mich gestört, Mr. Leonidas.«

»Oh, das tut mir leid. Haben Sie über mich nachgedacht?«

»Genau.«

»Das trifft sich gut. Ich hatte nämlich vor, Sie einzuladen. Ich möchte noch einmal mit Ihnen über den Fall reden. Letztendlich steht noch ein Honorar aus.«

»Auf das ich verzichten kann.«

»Seien Sie nicht so arrogant, Mr. Conolly. Niemand kann auf Geld verzichten.«

»Was wollen Sie, Mr. Leonidas?«

»Besuchen Sie mich.«

»Wann?«

»Heute noch, direkt. Sie wissen, wo Sie mich finden können, nicht wahr?«

Der Reporter gab keine Antwort. Er hatte den Hörer etwas vom Ohr entfernt gehalten, damit Sheila ebenfalls das Gespräch verstehen konnte. Sie war sehr dicht an ihren Mann herangetreten. Dabei schüttelte sie den Kopf.

»Nun, wie lautet Ihre Entscheidung, Mr. Conolly?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden, weil ich nicht weiß, was ich bei Ihnen soll?«

»Wir werden reden.«

»Und worüber?«

»Über meine Tochter, Mr. Conolly. Oder befürchten Sie, daß ich mich rächen könnte?«

»Mit dem Gedanken habe ich in der Tat gespielt.«

Der Grieche lachte laut. »Ja, das dachte ich mir schon. Meine Worte waren zudem unmißverständlich. Ich hatte Gelegenheit, nachzudenken. Jetzt empfinde ich nur Trauer.«

»Das glaube ich Ihnen sogar.«

»Soll ich Sie abholen lassen?«

Bill mußte sich innerhalb kürzester Zeit entscheiden und tat dies auch. »Nein, ich werde den Weg schon finden.«

»Danke. Es freut mich sehr, daß Sie einen alten Mann in seinem Schmerz nicht allein lassen wollen.«

Bill mußte einfach lachen. »Den alten Mann nehme ich Ihnen nicht ab, Mr. Leonidas.«

»Wir reden später. Sie sollen mich von einer anderen Seite kennenlernen und erleben, daß es für einen Griechen nichts Höheres gibt als die Gastfreundschaft. Wenn Sie wollen, können Sie auch Ihre Gattin mitbringen. Ich nehme an, daß sie mithört.«

Vor Schreck ging Sheila einen Schritt zurück. Bill verzog das Gesicht. »Bis später dann.«

»Du willst tatsächlich zu ihm fahren?«

Der Reporter hob die Schultern, als er den Hörer losließ. »Ja, ich kneife nicht.«

»Das hat doch mit kneifen nichts zu tun, Bill. Das ist eine gefährliche Sache.«

»Ich weiß nicht, Sheila, ob es sich selbst ein Mann wie Leonidas leisten kann, mich in eine Falle zu locken und mich umzubringen. Er wird wissen, daß ich nicht ohne Rückendeckung zu ihm komme.«

»Schon, aber…«

Bill streichelte mit beiden Händen ihre Wangen. »Beruhigt es dich, wenn ich John und Suko informiere?«

Sie nickte und lächelte dabei. »Es… es wäre mir wirklich lieber, Bill.«

»Mir auch.«

Er griff zum Hörer und wählte die Nummer seines Freundes. Bill erwischte John im Büro.

Mit wenigen Worten hatte er ihm klargemacht, was dieser Leonidas von ihm verlangte.

Natürlich hatte auch der Geisterjäger seine Bedenken, die er Bill klar darlegte.

»Dann soll ich nicht fahren?«

»Doch, Bill, aber wir kommen auch, und zwar als ungebetene Gäste.«

Er atmete auf. »Das freut nicht nur mich, es beruhigt auch Sheila. Sie wird dann besser schlafen können.«

»Klar, und grüß sie von mir.«

»Du hast alles gehört?« fragte Bill nach dem Auflegen, sah Sheilas Nicken und meinte: »Bist du jetzt beruhigter?«

»Etwas.«

Der Reporter mußte lachen. »Glaubst du wirklich, Sheila, daß Leonidas John, Suko und mich töten will?«

»Ich kenne ihn nicht, Bill, doch was ich von ihm hörte, ist nicht sehr günstig. Ich traue diesem Menschen eben alles zu. Tut mir leid, ich kann nicht anders darüber denken.«

»Sollst du auch nicht, Mädchen.« Bill schaute auf die Uhr, »ich werde mich sputen müssen, um vor Einbruch der Dunkelheit bei ihm zu sein.«

»Kennst du sein Haus denn?«

»Ich weiß, wo ich es finden kann«, gab Bill zur Antwort. »Das wird ausreichen.«

Vor der Haustür streifte er die Jacke über. Sheila legte beide Arme auf seine Schultern. »Willst du allein fahren oder noch jemanden als Schutz mitnehmen?«

»Wen – dich?«

»Ich dachte eher an Nadine, die Wölfin.«
Bill überlegte. »Die Idee ist nicht schlecht.« Er nickte. »Okay, ich mache es. Nadine wird sich freuen, wenn sie wieder eine kleine Fahrt machen kann.«
Die Wölfin mit dem Geist eines Menschen kam wie aufs Stichwort.
Als hätte sie gehört, daß über sie gesprochen worden war. Bill und Sheila wühlten ihre Hände durch das Fell des Tieres. Dann verabschiedeten sich beide. Sheila schaute den Heckleuchten nach, wie Bill den Porsche durch den Vorgarten rollen ließ.
Beruhigt war sie nicht. Sheila traute diesem Griechen nicht über den Weg, obwohl sie ihn nicht kannte. Männer wie er waren aus dem Nichts hochgekommen, die gingen über Leichen, wenn sie ihre Ziele in Gefahr sahen. Das stand für sie fest…

***

Die Angst erwischte ihn wie ein kalter Wasserguß!
Der Sergeant hatte es gelernt, Situationen richtig einzuschätzen. Er wußte, daß er nicht schnell genug war, aber er versuchte es trotzdem und rollte sich zur Seite.
Nicht das spitze Horn erwischte ihn mitten in der Bewegung, ein Huftritt streifte seinen Kopf.
Auch ein Mann wie Bulle besaß keinen Eisenschädel. Er sah plötzlich Sterne, verlor die Orientierung völlig und erkannte nur mehr den Schatten, der sich über ihn senkte.
Dann stieß das Einhorn zu!
Es war ein gezielter, harter Rammstoß, und er traf den Sergeant mitten in die Brust.
Bevor sich der brutale Schmerz noch ausbreiten konnte, röchelte der Sergeant auf, sein Mund war plötzlich mit Blut gefüllt, er öffnete noch einmal weit die Augen und sah dicht vor sich den Schädel des Einhorns, den das Tier nach unten gesenkt hatte.
Die Bestie hat mich aufgespießt! Es war der letzte Gedanke des Mannes, bevor die Schatten des Todes ihn überschwemmten und mit hinein in eine Welt rissen, aus der es kein Entrinnen gab.
Es hatte nur Sekunden gedauert. Mit einer umgekehrt nickenden Bewegung riß das Einhorn seine tödliche Waffe aus der Brust des Mannes hervor und verteilte beim Schütteln des Kopfes noch einige Blutspritzer.
Das alles hatte Baker mitbekommen, dennoch war es ihm nicht gelungen, einzugreifen.
Zwar hatte er nach seiner Waffe gefingert, hielt sie auch in der Hand, aber die beiden anderen Einhörner griffen ihn von zwei verschiedenen Seiten an.
Er drückte noch ab, hatte die Beine in den weichen Boden gestemmt

und wurde an der Schulter erwischt.
Wie ein Messer riß ihm die Spitze das Fleisch auf. Blut quoll aus der Wunde. Die Garbe hackte in das Geäst der Bäume, dann mußte er weg und warf sich zurück.
Der Huf erwischte ihn an der Hüfte, ein zweiter Treffer an der verletzten Schulter.
Der Major brüllte nicht nur auf, er verlor auch sein Gewehr. Auf dem Laub rollte er sich herum, in der Hoffnung, daß ihm die Blätter Deckung geben würden und er noch an seinen Revolver herankommen konnte.
Er schaffte es nicht.
Etwas stemmte sich brutal gegen seinen Rücken und drückte den Körper tiefer in das Laub. Faulig riechende Blätter quollen in seinen offenen Mund, raubten ihm den Atem und ließen ihn würgen.
Auch ohne hinzuschauen, wußte Major Baker, was mit ihm geschehen war. Die hellen Einhörner hielten ihn mit ihren Hufen am Boden fest. Er konnte nichts dagegen unternehmen, wenn er sich falsch bewegte, würden die Fabeltiere ihre Schädel senken und ihre Hörner in seinen Rücken stechen.
Also blieb er liegen.
Sekunden verstrichen, ohne daß etwas geschah. In seiner verletzten Schulter wühlte der wahnsinnige Schmerz. Den rechten Arm spürte er dagegen nicht. Diese Tiere hatten ihn fertiggemacht, wie kein Gegner jemals zuvor.
Dennoch funktionierte sein Gedankenapparat. Daß die Einhörner nicht zustießen, mußte einen Grund haben. Sie warteten ab, wahrscheinlich lauerten sie auf einen bestimmten Befehl oder auf ihren Herrn und Meister, und das konnte nur Ari Leonidas sein.
Baker bewegte seinen Kopf um eine Idee nach rechts. Er legte damit einen Teil des Mundes frei, so konnte er wenigstens durch eine Lücke Luft holen, die Gefahr des Erstickens war gebannt.
Pferde schnauben, die Einhörner blieben still. Hin und wieder nur merkte er, daß sich die Fabeltiere bewegten und mit ihren Schweifen schlugen. Er wünschte sich weit weg. Tränen der Wut und auch des Schmerzes schossen in seine Augen.
Es war der Wahnsinn, was er hier erlebt hatte, und es würde weitergehen. Der Sergeant war nur Beiwerk gewesen. Diesem Griechen kam es einzig und allein auf ihn an.
Dann hörte er ein Rascheln. Zunächst glaubte er, daß es ein weiteres Einhorn gewesen war, das sich ihm näherte. Er irrte sich, denn es waren Tritte, die das Laub aufwühlten, und er hörte auch die Stimme des Mannes, die er schon von seinem nächtlichen Einsatz her kannte.
»Guten Abend, Major! Liegen Sie wohl?«
Der haßte es, verspottet zu werden, aber er konnte nichts

unternehmen, und er schwieg.

Dafür redete Leonidas. »Sie hätten nicht versuchen sollen, sich zu wehren, mein Lieber. Das mögen die Tiere überhaupt nicht. Es ist schade, daß Sie so ungehorsam waren. Sie haben sich Ihre Verletzung selbst zuzuschreiben. Ich werde jetzt meine Freunde bitten, von Ihrem Körper zu lassen, denn ich möchte noch etwas von Ihnen haben.«

Nach diesen Worten hörte der Major einen leisen Pfiff, und schon verschwand der Druck aus seinem Rücken.

»Alles klar?«

Nichts war klar, gar nichts. Das Horn hatte ihm die rechte Schulter zerfetzt. In der Wunde klebte das feuchte Laub, sie würde sich entzünden, und er war so verflucht hilflos.

Es kostete ihn große Mühe, sich auf den Rücken zu wälzen. Dicht vor sich sah er den Griechen. Durch den Schleier aus Tränen wirkte der Mann wie ein großes Gespenst. Er hatte seine Kleidung gewechselt und trug einen anderen Mantel, der ihn wie ein gewaltiger dunkler Umhang umschwebte. Der Anzug darunter war schwarz, besaß allerdings feine, helle Nadelstreifen. Nichts regte sich im Gesicht des Griechen. Es wirkte wie eine zu Fels gewordene Fleischmasse, in deren oberer Hälfte zwei Eisseen lagen, die Augen des Mannes.

»Rache muß man kalt genießen!« erklärte der Grieche. »Eiskalt genieße ich sie. Du bist der erste, Major, die anderen werden folgen. Ich habe mir die Fotos genau angeschaut. Sie sind sehr gut geworden, Kompliment an den Fotografen.«

»Verdammt, Leonidas!« keuchte Baker, und es mußte bei ihm einfach heraus. »Ihre Tochter war eine Killerin. Sie hatte Menschenleben auf dem Gewissen, nicht nur Männer.«

»Das weiß ich.«

»Dann kennen Sie auch die Gesetze.«

Er tippte gegen seine Brust. »Mein Gesetz, Major, allein mein Gesetz, wenn Sie verstehen. Ich hätte mit meiner Tochter abgerechnet. Ich hätte sie schon aus dem Verkehr gezogen, aber ich wollte nicht, daß es andere tun, verstehen Sie das?«

»Ja, ich weiß.«

»Gut, dann müssen Sie auch dafür Verständnis haben, daß ich die Männer, die meinen Plan vereitelt haben, bestrafe, und zwar auf eine besondere Art und Weise.«

»Wie?«

Zum erstenmal sah Baker den Griechen lächeln. Aber es war kein gutes Lächeln. Man konnte es als diabolisch bezeichnen, und in den Augen spiegelte sich eine teuflische Vorfreude wider. »Sie werden sehen, Major, wie man sich in Griechenland rächt. Es geschieht auf eine ganz besondere Art und Weise.«

Bakers Gedanken irrten ab. Er mußte einfach denken, der Schmerz

im Arm hätte ihn sonst irrsinnig gemacht. Noch besaß er seinen Revolver, und ein Schoß der offenstehenden Jacke war so gefallen, daß er den Revolver verdeckte.

Nur steckte dieser leider an der linken Seite. Den rechten Arm konnte Baker nicht mehr einsetzen, er mußte es mit links versuchen, und er mußte schnell sein.

Die drei Fabeltiere hatten sich zurückgezogen. Sie standen hinter dem Griechen und rupften an der Baumrinde. Jedenfalls wirkten sie so, als würde sie dies alles nichts angehen.

Baker wagte es. Kämpfend untergehen, daran wollte er sich halten. Schon auf dem Weg zur Waffe wußte er, daß er zu langsam war, viel zu langsam.

Der Grieche lachte ihn noch aus, dann trat er mit seiner Stiefelsohle zu.

Bakers Gesicht verzerrte sich. Er hatte den Revolver nur halb hervorziehen können. Seine Hand wurde durch den Druck buchstäblich gegen den Körper genagelt.

»Ist was?«

»Hör auf!«

Der Grieche zog den Fuß zurück, bückte sich und riß den Revolver hervor. Er richtete die Mündung auf den Kopf des Mannes, und wieder grinste er diabolisch. »Baker, ich könnte Sie jetzt töten. Das kostet mich nur ein Krümmen des Fingers, dann zerschlägt das Blei Ihren verdammten Schädel. Aber das wäre zu billig. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich meine Rache kalt genießen und richtig auskosten werde. Haben Sie gehört, Major?«

»Ja, verdammt!«

Leonidas bewegte seine linke Hand und holte etwas unter seinem Mantel hervor. Es war keine Waffe, auch wenn es im ersten Augenblick so wirkte. Dieses Ding besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Rohr, zudem besaß es eine vorn offene Mündung.

»Geben Sie acht, Baker!«

Im Mündungsloch explodierte etwas. Ein kurzes, zuckendes Strahlen, dann der Treffer.

Baker schaute in eine Wolke hinein. Er roch dieses scharfe, ätzende Gas, bevor die Schatten über ihm zusammenfielen und ihn in das Reich der Bewußtlosigkeit zerrten, wo auch der Schmerz in seiner rechten Schulter nicht mehr existent war.

Aristoteles Leonidas war zufrieden. Durch ein zufriedenes Grunzen tat er dies kund. Er streckte seine Arme, drehte sich um und winkte ein Einhorn zu sich heran.

Gehorsam trottete das Fabeltier näher, bekam einen Klaps und ging in die Knie, damit sein Herr nicht zuviel Mühe mit dem Aufladen des Bewußtlosen hatte.

Wie ein Packesel transportierte das Einhorn den Körper durch den Wald und auf das Haus zu.

Dem Toten gönnte der Grieche keinen Blick mehr. Es war sein Pech, daß er den Major begleitet hatte…

***

Irgendwann, das Zeitgefühl war ihm völlig abhanden gekommen, erwachte Baker aus seiner Bewußtlosigkeit, ausgelöst eigentlich durch den beißenden Schmerz in seiner Schulter.

Er stöhnte, machte eine falsche Bewegung und schrie, obwohl er es nicht wollte.

Der Schmerz trieb ihm Tränen in die Augen. Er biß die Zähne zusammen, versuchte klare Gedanken zu fassen, hatte die Augen weit geöffnet und starrte hinein in eine tiefschwarze Finsternis, in der er nicht einmal einen Finger vor Augen sehen konnte.

Unter sich spürte er den harten Stein. Wo man ihn hingeschafft hatte, war ihm unbekannt. Er lag in der verdammten Dunkelheit, umgeben von einem Gefühl aus Schmerz und Angst, das ihn hineingezerrt hatte wie in ein tiefes Gefängnis.

Es hatte keinen Sinn, wegzukriechen, er wußte ja nicht, wohin er sich wenden sollte. Eine Taschenlampe hatte der Sergeant besessen, Baker war für das Seil mit dem Haken zuständig gewesen, aber das hatte man ihm abgenommen.

Wenn er etwas erkennen wollte, mußte er sein Feuerzeug aus der Tasche ziehen und umherleuchten.

Irgendwie schaffte er das, ohne sich dabei zu wild zu bewegen.

Scharf atmete er durch. Die linke Hand zitterte, die rechte war so gut wie nicht vorhanden, als er am Rädchen des Feuerzeugs drehte, die Funken fliegen sah, bevor die Flamme zitternd aufflackerte: eine kleine Lichtinsel in der tiefschwarzen Dunkelheit.

Baker lag auf dem Rücken. Unter großen Mühen war es ihm gelungen, den linken Arm zu heben, und unter noch größeren Mühen schaffte er es, ihn etwas zu drehen, so daß ein Oval entstand.

Das Licht zitterte, drehte sich, aber es verlöschte nicht. Die kleine, helle Insel blieb.

Baker lag auf dem Rücken. Trotz des Scheins konnte er nicht viel sehen. Er glaubte aber, einen hohen Schatten zu erkennen, der sich vor dem Lichtschein abzeichnete und über den die dunklen Reflexe hinweghuschten. War das eine Mauer?

Er wollte um Hilfe rufen, seine Stimme versagte leider. Er schmeckte Blut, der Hals saß zu, und seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt.

Baker war einfach darüber wütend, daß es anderen gelungen war, ihn so fertigzumachen. Und das Spiel würde weitergehen, das stand fest.

Rache muß man kalt genießen!

Der Satz des Griechen wollte ihm nicht aus dem Kopf. Baker kannte Leonidas nicht persönlich, er war nur kurz mit ihm zusammen gewesen. Die Zeit allerdings hatte völlig ausgereicht, um ihn wissen zu lassen, daß der Grieche ein eiskalter Hund war und über Leichen ging.

Er löschte die Flamme, weil sie fast seine Daumenspitze angesengt hätte. Ermattet ließ er den linken Arm sinken. Das Licht hatte nicht viel gebracht. Wenn er aus dieser verdammten Lage herauskommen wollte, mußte er es selbst versuchen.

Baker gab sich so leicht nicht geschlagen. Trotz seiner Verletzung gelang es ihm, über den Boden zu kriechen, wobei er seinen linken Arm regelrecht hinter sich herschleifte.

Vor einer Mauer blieb er liegen. Der mächtige Widerstand hatte ihn gestoppt. Noch im Liegen streckte er den Arm aus und ließ seine Handfläche über das Gestein hinweggleiten.

Es fühlte sich feucht an, als wäre es mit Wasser bespritzt worden.

Glatt war es auch nicht. Dort wo die großen Steine aufeinanderlagen, drückten die Fingerkuppen kleine Beulen in weiches Moos.

Jetzt noch auf die Füße kommen, das war sein nächster Wunsch.

Ein normaler Bürger hätte mit diesem Gedanken erst gar nicht gespielt, aber Baker war ein Mann, der eine Sondertruppe anführte und noch als Vorbild vorangehen mußte.

So leicht gab er nicht auf!

Und er schaffte es tatsächlich, sich auf die Füße zu stemmen. Mit der linken Hand hielt er sich fest, stützte sich an der feuchten Mauer ab und atmete keuchend.

Durch seine verletzte rechte Schulter wühlte der Schmerz wie harte Stromstöße, dennoch mußte er laut lachen, weil er eingesehen hatte, daß ihm kaum geholfen war. Sein Lachen war Galgenhumor gewesen. Nein, er stand zwar auf den Beinen, aber er kam nicht weg.

Das Gefängnis war optimal.

Baker hatte seine Schwierigkeiten, nicht nur von der Physis her, auch von der Psyche, denn er fragte sich, was er erreicht hatte. Eigentlich nichts. Er steckte in der Dunkelheit fest, und ihm fiel ein Begriff ein, über den er allerdings nicht näher nachdenken konnte, weil die Stimme plötzlich von einer Lautsprecherstimme zerrissen wurde. Trotz des leichten Rauschens erkannte Baker die Stimme des Griechen wieder.

»Na, wieder wach?«

»Zum Teufel, Leonidas, was soll das?«

»Ich habe Sie zu mir bringen lassen, zu einem besonderen Platz in meinem Haus, Baker. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich mein kleines Refugium nach meiner Heimatinsel Kreta benannt hatte. Ja, ich liebe Kreta, ich liebe seine Geschichte und besonders seine Mythen

und Legenden, die längst nicht alle erfunden wurden. Wissen Sie eigentlich, Major, daß auf Kreta ein König Minos geherrscht hat?«

»Ich bin ja nicht blöd.«

»Nein, das sind Sie nicht.« Der Grieche gestattete sich ein Lachen.

»Darf ich mit Ihnen trotzdem über den König reden?«

»Wenn es Ihnen Spaß macht.«

»Ja.«

Baker atmete tief und keuchend. Er hatte sich mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt und sein Gewicht nur auf der linken Seite belastet. So ließ es sich einigermaßen aushalten.

»Es war damals so, mein lieber Baker, um Ihnen den Mythos in Erinnerung zu bringen. König Minos von Kreta war ein hervorragender Baumeister. Unter anderem legte er das berühmteste Labyrinth der Welt an, und zwar für seinen Minotaurus. Der wiederum war aus der unheiligen Verbindung zwischen seiner Frau und einem Stier hervorgegangen, also ein Monster, das in den Tiefen des Labyrinths umherirrte und begierig darauf war, junge Männer zu vernichten und sie qualvoll sterben zu lassen. Aus Athen wurden damals die jungen Männer auf die Insel geschickt, als Tribut und als Nahrung für den Minotaurus. Er lehnte Frauen ebenfalls nicht ab, er nahm also beide. Irgendwann wurde es den Athenern zuviel. Sie suchten einen Mutigen aus ihrer Mitte, der nach Kreta segeln sollte, um den Minotaurus zu erschlagen. Einfach war das nicht, aber der Mutige, er hieß Theseus, besaß die Liebe einer gewissen Ariadne, und sie ausgerechnet war die Tochter des Königs Minos.« Der Grieche lachte. »Ja, so hat das Leben schon damals meinen Vorfahren bunte Streiche gespielt. Wollen Sie weiter hören?«

»Klar, Mann! Ich höre gerne Geschichten!« keuchte Major Baker voller Wut.

»Gut, ich fahre fort. Aus dem Labyrinth war noch nie jemand lebend herausgekommen. Wenn ihn der Minotaurus nicht erwischt hätte, wäre der Unglückliche trotzdem gestorben. Elendig verhungert und verdurstet, denn einen Ausweg zu finden, war mehr als zufällig. Das wußte auch des Königs Töchterlein und übergab ihrem Geliebten ein Wollknäuel. Er wickelte es auf dem Weg in das Labyrinth ab, erschlug den Minotaurus und fand mit Hilfe des Garns wieder hinaus. Das ist die Geschichte in kurzen Worten. Es ist nur schade für Sie, Baker, daß Sie kein Wollknäuel besitzen.«

»Wie toll. Und was ist mit dem Minotaurus?«

»Den gibt es leider auch nicht.« Die Stimme des Griechen hatte einen traurigen Klang bekommen.

»Dann kann ich mir ja gratulieren, wie?« keuchte der Major.

»Das weiß ich auch nicht, Mr. Baker. Wie gesagt, einen Minotaurus gibt es hier unten nicht, aber ich habe meine drei Freunde in das

Labyrinth gelassen. Sie wissen schon, die Einhörner, die Sie aus dem Wald kennen. Die werden Sie jagen.«

Baker schloß die Augen. Plötzlich rann die Kraft aus seinem Körper. Die Beine gaben ihm nach, er rutschte an der Wand entlang in die Knie und spürte den heftigen Schmerz in der rechten Schulter, als er sich zu heftig bewegt hatte.

In der Hocke blieb er, schweißüberströmt, auf den Schmerz achtend und innerlich leer.

»He, Major, sind Sie noch da? Ja, Sie müssen da sein. Ich werde mal schauen.«

Kaum hatte der Grieche die Worte gesprochen, als sich das unheimliche Labyrinth erhellte. Woher das Licht kam, konnte der Major nicht erkennen, aber die Strahlen waren da und verteilten sich wie eine grünlichweiße Decke über den Wirrwarr der Mauern und Gänge, aus denen das Labyrinth bestand.

Die Mauern reichten sehr hoch. Sie berührten fast das obere Ende des unterirdischen Raumes, und es blieb leider nur ein kleiner Zwischenraum frei, durch den sich kaum jemand quetschen konnte.

Baker nahm dies zur Kenntnis, als seine fieberkranken Blicke die Decke abtasteten. Auch das Mauerwerk schimmerte grünlich, wobei Baker beim ersten Hinsehen keine Lücke entdeckte.

Die Tore, die Ein- und Ausgänge, mußten woanders liegen. Vielleicht gab es auch Falltüren, die zu unterirdischen Stollen führten, noch unter diesem tödlichen Irrgarten.

War das eine Hoffnung? Würde es ihm gelingen, einen dieser Ausgänge zu finden, bevor die verdammten Einhörner kamen?

»Oh, Sie haben sich hingesetzt, Major. Ist Ihnen nicht gut?«

»Halt dein Maul, du Schwein!« keuchte Baker.

»Bitte, bewahren Sie die Nerven. Ich sehe Sie, ich sehe Sie sogar sehr gut, Major.«

»Na und?«

»Eine Frage noch. Soll ich die Beleuchtung anlassen, oder wollen Sie lieber im Dunkeln sterben?«

»Mach, was du willst!«

»Okay, dann schaue ich zu! Ich darf mich jetzt schon von Ihnen verabschieden, Major! Denken Sie an meine Tochter, die im Kugelhagel starb und vom Dach stürzte. Sie gaben den Befehl, Major, Sie!«

Voller Haß hatte der Grieche die letzten Worte hervorgestoßen, dann war von ihm nichts mehr zu hören, nicht einmal das leise Knistern in den Lautsprechern.

Baker war allein. So verdammt allein, und er fühlte, daß die Angst sich immer mehr verstärkte. Sie machte ihn nervös, denn er hörte nichts. Kein Trappeln irgendwelcher Hufe, nein, nur diese verfluchte

Stille, die ihm so endgültig vorkam.
Der Ausgang!
Es mußte ihn einfach geben. Baker war davon überzeugt. Wenn er hier hockenblieb und nichts tat, würde er sterben. Wenn er sich allerdings auf den Weg machte, um den Ausgang zu finden, bevor ihn die Einhörner erreichten, besaß er möglicherweise die Spur einer Chance.
Abermals strengte es ihn gewaltig an, auf die Beine zu kommen.
Schwindel überkam ihn. Wäre die Mauer nicht gewesen, er hätte sich nicht mehr halten können.
So blieb er stehen, breitbeinig, schwankend und hatte das Gefühl, als würden sich die Mauern des Labyrinths zu gewaltigen Wellen verformen, die auf ihn zuglitten oder wieder von ihm wegpeitschten.
Er stieß sich ab.
Fast hätte er über sich selbst geweint, als er spürte, wie langsam er nur gehen konnte. Der Vergleich mit dem kleinen Kind kam ihm in den Sinn. Sein rechter Arm hing steif nach unten. Von der Schulter bis zu den Fingerspitzen war das Blut gelaufen und an zahlreichen Stellen bereits geronnen.
Baker schaffte es nur bis zur gegenüberliegenden Mauer. Dort mußte er sich abstützen, erneut Luft holen und über einen weiteren Versuch nachdenken.
Wohin? In welche Richtung? Gab es überhaupt Anhaltspunkte, an denen er sich orientieren konnte?
Wahrscheinlich waren sie da. Wer ohne Wollknäuel durch dieses Labyrinth lief, mußte sie kennen, nur war er fremd, zudem bis an die Grenze des Erträglichen geschwächt. Er schleifte mit den Schuhsohlen über den rauhen Boden aus Stein und Lehm.
Mit der linken Hand hielt er sich an der Mauer fest. Den Kopf hielt er gesenkt, er schaute vor seine Füße, als suchte er nach irgendwelchen Stolperfallen.
Und dann hörte er etwas!
Zuerst drang das Geräusch nur schwach in sein Bewußtsein, aber er war keiner Täuschung erlegen. Das harte Stampfen auf dem Untergrund pflanzte sich als Schallwelle fort.
Das Einhorn kam!
Oder waren es zwei, drei vielleicht?
Baker fing an zu schwitzen. In der Wunde pochte es stärker. Das Licht umfloß ihn wie ein diffuser Teppich, der allerdings nicht klar war und alles verschwimmen ließ, so daß die Mauern auf Baker wirkten wie dicke Schwämme.
Baker schlich weiter.
Das Geräusch war verstummt. Dafür hörte er das Schleifen seiner Handfläche an der Wand. Darin hinein mischte sich sein Keuchen, und

er spürte das Tränenwasser auf seinen Wangen.

Wie lange, fragte er sich, wie lange hältst du diese verdammte Scheiße noch durch?

Und dann war es hinter ihm!

Eiskalt wurde es auf seinem Rücken, als die Gänsehaut dort festfror. Er wußte um die Gefahr, wollte sich aber nicht umdrehen. Das Einhorn sollte auf ihn zukommen und ihm die Waffe zwischen die Schulterblätter rammen.

Nur passierte das nicht. Das hinter ihm wartende Einhorn ging keinen Schritt weiter, dafür erschien ein zweites.

Es kam von vorn, und es mußte sich herangeschlichen haben, ohne daß Baker es gemerkt hatte.

Er starrte es an.

Baker wurde zu Eis, als das Einhorn den Kopf senkte. Er konnte sich nicht mehr rühren, sah nur mehr diesen verdammten Schädel mit dem Horn. Und das Fabeltier kam näher…

Aber nicht von vorn erwischte es Baker!

Der glühende Schmerz breitete sich flächenartig verteilt in seinem Rücken aus. Die Tiere hatten ihn reingelegt. Das vordere hatte nur gelauert und seinem Artgenossen die Chance gegeben, sich heranzuschleichen.

Major Baker wurde angegriffen, zu Boden geschleudert und landete mit dem Gesicht im Dreck. Er würde sich nie mehr erheben…

***

Über dem Labyrinth, dort, wo sich zahlreiche Räume des Hauses verteilten, starrte der Grieche wie gebannt auf einen seiner Monitore, die er normalerweise hinter einer Paneelwand versteckte.

Er schaute dem Tod des Majors gelassen zu. Nur einmal, als es passierte, nickte er. »Ja, kleine Sigrid, das war der erste Streich. Derjenige, der dich durch seinen Befehl in den Tod getrieben hat, lebt nicht mehr!«

Leonidas erhob sich aus seinem schweren Ledersessel, drückte auf einen Knopf und schaute gelassen und weintrinkend zu, wie sich die breite Paneelwand wieder vor die Monitore schob. Fast lautlos lief sie auf den im Boden eingelassenen Schienen.

»Das war der erste«, flüsterte Leonidas. »Die nächsten werden folgen, Sigrid. Ich verspreche es dir!«

***

Eigentlich hatten wir damit gerechnet, während der Fahrt auf Bill Conolly zu treffen, denn sein Porsche konnte einfach nicht übersehen werden. Wir hatten Sukos BMW genommen, dieser Wagen war schneller als der Dienstrover, aber wir entdeckten den Flitzer nicht.

Er überholte uns nicht und befand sich auch nicht vor uns.

»Der wird schon vor uns dort sein«, meinte Suko.

Vor unserer Abreise hatten wir uns nach dem genauen Weg erkundigt und brauchten nicht erst lange zu suchen, denn das Haus des Griechen lag doch ziemlich versteckt.

Nach dem Motorway wurde es schwieriger. Wir rollten durch die allmählich sterbende Herbstlandschaft, die einen sehr traurigen Anblick bot und nicht für melancholische Gemüter war. Ich dachte auch daran, daß im Herbst die Selbstmordquote wieder in die Höhe schnellte. Mich störte an dieser Jahreszeit eigentlich nur der Nebel und der oft tagelang andauernde feine Regen. Von beidem blieben wir glücklicherweise auf unserer Reise verschont.

Ich beschäftigte mich mit unseren Aufzeichnungen und erklärte meinem Freund, wie er zu fahren hatte.

Viele Ortschaften gab es hier nicht. Die wenigen noch vorhandenen verteilten sich dermaßen, daß wir keine von ihnen zu durchfahren brauchten. Schon bald vermehrten sich die Bäume, rückten dichter zusammen und konnten kleine Waldstücke bilden, durch die wir fuhren. Nur selten begegnete uns noch ein Fahrzeug. Als wir schließlich in einen größeren Wald eintauchten, waren wir als einzige unterwegs.

»Dieser Wald muß schon zum Grundstück des Griechen gehören«, sagte ich zu Suko gewandt.

»Bist du dir sicher?«

»Ja. Schau dir mal die Straße an, wie gepflegt sie ist.« In der Tat floß das Licht unserer Scheinwerfer über einen glatten, grauen Asphalt ohne Buckel oder Vertiefungen.

Es war noch nicht dunkel. Zwischen den Bäumen herrschte ein ungewöhnliches Zwielicht, von grünlichen Schatten ausgefüllt, die sich wie ein gespenstisches Netz verteilten.

Kurven gab es zuhauf. Suko mußte ständig das Lenkrad bewegen und freute sich über die Servounterstützung.

Dann bremste er.

Zum gleichen Zeitpunkt hatten wir die Kühlerschnauze eines Ford Scorpio entdeckt, die aus dem Unterholz so weit auf die Straße ragte, daß sie ein gefährliches Hindernis bildete.

Wir hielten an.

Den Wagen verließen wir beide mit gezogenen Waffen, denn diesem stillen Frieden war nicht zu trauen.

Nichts konnten wir entdecken. Ich stellte nur fest, daß es im Vergleich zum Nachmittag kühler geworden war. Zudem feuchter, sicherlich würden sich bald die ersten Dunsttücher über das Land legen und es in einem wattigen Nebel verschwinden lassen.

Suko blieb neben dem Scorpio stehen. Mit der kleinen Lampe strahlte er hinein.

»Und?«

»Leer, John. Wie meine Brieftasche vor dem ersten.«

Ich ging zu ihm und schaute über den Wagen hinweg in den Wald hinein, wo alles im Zwielicht zerfloß und jeder Quadratyard praktisch ein kleines Versteck bot.

»Weshalb hat man den Wagen hier abgestellt? Und wer hat ihn stehenlassen?«

»Frag mich das später.«

»Bill ist es jedenfalls nicht. Ich kenne auch keinen, der ein solches Modell fährt.«

Suko hob die Schultern. »Sehen wir uns mal weiter um.«

Er ging vor, ich folgte ihm und ärgerte mich darüber, daß unsere Schritte im Laub so deutlich zu hören waren. Auch ich hatte die Lampe eingeschaltet und suchte im blassen Strahl nach Spuren. Der Kegel hüpfte im Rhythmus meiner Schritte über den Boden, huschte über vom Wind angeschaufelte Laubberge hinweg, drang durch totes Unterholz und gab den nassen Blättern einen bleichen Schein.

Manchmal stiegen Vögel von ihren Plätzen über uns in die Höhe.

Schwarze Tiere, wahrscheinlich Krähen oder Raben, die sich mit trägen Flügelschlägen entfernten.

Suko schaltete seine Lampe aus und ließ sie verschwinden. »Ich habe das Gefühl, nahe am Haus zu sein, John. Von dort könnten wir zu gut gesehen werden.«

»Stimmt.«

Im Zwielicht suchten wir weiter und wurden fündig!

Ja, wir bekamen einen Schock, als wir den Toten fanden. Er lag neben einem Baum. Sein leichenstarres Gesicht besaß den kalten Glanz von Hammelfett.

»Meine Güte«, flüsterte ich, bückte mich, nahm wieder die Lampe zu Hilfe und schaute mir den Toten an.

»Kennst du ihn, John?«

»Noch nie gesehen.« Der Lichtstrahl traf die große Wunde auf seiner Brust. Es bereitete mir kein Vergnügen, sie anzusehen, aber ich mußte es einfach tun, weil ich herausfinden wollte, wie dieser Mann getötet worden war.

»Das sieht aus, als wäre er von einer Lanze durchbohrt worden«, meinte Suko »Kann sein. Muß aber nicht.«

»Hast du eine andere Idee?«

»Nicht genau. Ich kann mir allerdings vorstellen, daß es nicht unbedingt eine Waffe gewesen sein muß, denn ich ziehe auch ein Lebewesen in Betracht.«

»Ein Einhorn?«

Über den Toten hinweg starrte ich meinen Freund an. »Wie kommst du darauf?«

»Weil der Boden aufgewühlt ist und sich an einigen Stellen in die weiche Erde Hufspuren eingegraben haben. Oder so etwas Ähnliches. Außerdem dachte ich an das Emblem auf dem Hubschrauber. Das zeigte doch ein Einhorn, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Richtig.« Ich lichtete mich wieder auf. »Da muß jemand dem Griechen gehörig auf den Wecker gefallen sein. Jedenfalls ist es niemand, den ich kenne.«

»Fragen wir ihn doch selbst«, sagte mein Freund. »Ich freue mich immer, wenn ich sehen kann, wie andere Leute bei unangemeldetem Besuch reagieren.«

Allmählich verdichtete sich das Bild des Griechen bei mir zu einem regelrechten Monstrum. Getraut hatte ich ihm nie, nun aber sah ich ihn als einen gefährlichen Feind an, vor dem wir auf der Hut sein mußten.

Suko war noch stehengeblieben und drehte sich auf der Stelle.

»Sollten wir mit unserer Vermutung recht haben, daß dieses Fabeltier den Mord verübt hat, müßten wir auch damit rechnen, daß es sich noch irgendwo im Wald herumtreibt.«

»Ich habe weder etwas gehört noch gesehen. Kann sein, daß der Grieche seine Mordpferde zurückgeholt hat.«

»Und wo hält er sie?«

Ich grinste schief. »Im Stall.«

Suko hob die Schultern und schlug wieder den Weg zur Straße ein.

Weit waren wir nicht gegangen, innerhalb kürzester Zeit hatten wir unseren Wagen erreicht.

Als düstere Masse hob er sich von der Straße ab und parkte im rechten Winkel zum Scorpio. Bevor wir einstiegen, suchten wir die nähere Umgebung ab.

Nichts war zu sehen. Keine von Hufen auf der Straße hinterlassenen Schrammen, und es war auch niemand da, der uns aus dem Dunkel der Waldränder angriff.

Beim öffnen der Fahrertür meinte Suko: »Ich weiß nicht, aber der Kerl wartet auf uns.«

»Du hast doch nichts gesagt.«

»Das schon, aber ich glaube, unser Grieche besitzt für so etwas einen sechsten Sinn.«

»Okay, lassen wir uns überraschen.«

Suko fuhr an. Mit Standlicht rollten wir weiter. Suko löschte es auch, als wir um die letzte Kurve bogen. Von hier aus führte der Weg in einen kleinen Park hinein, der sich vor den wuchtigen Mauern des breiten Hauses ausbreitete, wo über dem Eingang zwei mächtige Lampen brannten, die ihren Schein auf die Stufen der breiten Treppe warfen, wo er reflektiert wurde wie von einem Spiegel.

»Wie weit willst du fahren?« – Suko hob die Schultern, drehte das

Lenkrad nach rechts, um vom Weg abzukommen. Die breiten Reifen des diamantschwarzen Wagens hinterließen Profilspuren in der weichen Graserde. Zur linken Hand lag das Haus, rechts breitete sich wieder der Wald aus, dessen Rand dem BMW eine schützende Deckung geben würde.

Wir hielten an. Suko verstellte den Hebel der Beleuchtung, so daß wir auch im Dunkeln aussteigen konnten.

Ich verließ das Fahrzeug als erster und hatte kaum einen Fuß ins Freie gesetzt, als ich das dumpfe Trappeln vernahm, das nur von irgendwelchen Hufen stammen konnte.

Klar, das war das Einhorn!

Ich startete, ohne Suko Bescheid zu geben. Auch er hatte Ohren und würde mir folgen.

Ich sah das Tier!

Es war der Moment der Entdeckung, der mich unsicher werden ließ, so daß ich stehenblieb. Ich mußte einfach hinschauen, denn der helle Körper zeichnete sich zwischen den Bäumen ab. Zudem hatte das Einhorn keine Furcht vor mir. Es kam mir vor, als würde es mich erwarten.

Ich lief auf das Tier zu. Rechts wuchs eine mächtige alte Eiche in die Höhe. Selbst die Arme eines erwachsenen Mannes konnten es nicht schaffen, den Stamm zu umfassen.

Ich duckte mich, weil ein Ast sehr tief wuchs, sah noch, wie das Tier mir seinen Schädel zudrehte und sich plötzlich der Schatten eines Mannes in mein Blickfeld schob.

Der Grieche!

Ich hörte sein Lachen und sah in die Wolke.

Zeit, um den Atem anzuhalten, blieb mir nicht. Schon eine geringe Dosis reichte aus, um mich schwanken zu lassen. Alles drehte sich.

Ich kippte nach hinten, blieb auf den Beinen und sah ein welliges Monster, das auf mich zukam.

»Du bist aber zäh!« Der Grieche sprach die Worte lachend aus, dann blies er noch einmal.

Jedenfalls hörte es sich so an, als mich der zweite Schub der Giftwolke traf und dafür sorgte, daß endgültig die Lichter bei mir erloschen. Der Boden war weich, er federte meinen Aufprall ab, aber das bekam ich nicht mehr mit.

Leonidas aber nickte und huschte gedankenschnell zur Seite, um in Deckung zu gelangen. Noch war der zweite da, und der würde es ihm nicht so leicht machen.

Suko war auch mißtrauisch geworden, denn er rief den Namen seines Freundes. »John?«

Er wunderte sich, daß er keine Antwort bekam. Dafür löste sich das Einhorn aus der Deckung. Sein heller Körper schimmerte in der

Dunkelheit, als es Suko entgegenschritt.

Der Inspektor trat nicht zur Seite. So wie das Fabeltier ging, sah es nicht so aus, als wollte es einen Angriff starten.

Das tat es auch nicht, dafür aber der Grieche, der die Finsternis und den mächtigen Körper des Tieres als Deckung ausgesucht hatte, um sich Suko zu nähern.

Suko entdeckte Ari Leonidas zu spät. Da schaute dieser bereits über den Pferderücken hinweg und mit ihm zischte die Gaswolke auf das Gesicht des Chinesen zu.

Suko hatte mehr Pech als sein Freund. Schon beim erstenmal nahm er einen vollen Zug.

Er taumelte zurück, spreizte die Arme und kippte nach hinten.

Erst als er aufgeschlagen war, löste sich der Grieche aus seinem Versteck. Er wartete so lange, bis sich die Gaswolke verflüchtigt hatte, rieb seine Hände und flüsterte: »Die nächsten beiden. Es läuft alles nach Plan…«

***

Auch der Reporter Bill Conolly erreichte sein Ziel. Er allerdings mit voller Beleuchtung. Und das Haus sah ebenfalls so aus, als hätte man ihn erwartet, wenigstens was das Licht anging, denn es brannte nicht nur über dem Eingang, auch zahlreiche Fensterrechtecke waren hell erleuchtet.

Im Fond des Porsche hockte die Wölfin. Klar, daß sie sich nicht wohl fühlte, auch für sie war es eng. Vielleicht hatte sie sich deshalb so ungewöhnlich verhalten, war unruhig geworden, hatte des öfteren geknurrt.

Bill sprach Nadine erst darauf an, als er den Porsche vor der breiten Hausfront stoppte. »Jetzt sei mal ruhig. Es ist alles klar. Wir sind da, niemand tut uns etwas.«

Nadine ließ das Knurren nicht.

»Okay«, sagte Bill zu ihr. Er hatte sich auf dem Sitz gedreht und seinen Arm durch die Lücke seitlich der beiden Vordersitze gestreckt. Mit den gespreizten Fingern durchwühlte er ihr seidiges Fell. »Ich werde ins Haus gehen, du bleibst hier im Wagen und wartest ab. Gib auf den Flitzer acht. Ich verspreche dir auch, die Türen nicht zu verschließen, so daß du hinaus kannst, wenn du willst.«

Die Wölfin schaute Bill mit ihren menschlichen Augen an und hatte dabei einen regelrecht verstehenden Blick bekommen. Wie Glas schimmerten die Augen in der Farbe einer Mischung aus Grün und Blau.

Bill lächelte noch einmal, als hätte er einen Menschen vor sich.

Dann verließ er den Porsche.

Der kühle Wind brachte Feuchtigkeit mit. Am Waldrand hatten sich

erste Dunstschwaden gebildet, die allerdings noch in Kniehöhe standen und erst später alles überfluten würden.

Auch in der Dunkelheit sah Bill, daß der Garten einen sehr gepflegten Eindruck machte. Da war der Rasen kurz geschnitten, da lockerten Blumenbeete das dichte Grün auf, und der Lichtschein gab dem Körper des Reporters einen Schatten, als er die Stufen der breiten Treppe hochschritt. Nach einer Schelle oder einem Klopfer brauchte er nicht zu suchen. Der Grieche hatte ihn bereits erwartet.

Er öffnete die Tür, kaum daß Bill auf dem Treppenabsatz stand.

»Willkommen, Mr. Conolly.«

Bill zeigte sich überrascht. »Oh, ich habe eigentlich damit gerechnet, von einem Butler empfangen zu werden und…«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen ins Wort falle, Mr. Conolly, aber ich möchte mit meiner Trauer allein sein. Ich habe das Personal weggeschickt. In den nächsten drei Tagen wird sich keiner meiner Angestellten hier blicken lassen.« Er öffnete die breite Tür weiter.

»Aber treten Sie doch näher.«

»Gern.« Bill kam sich in der großen Halle klein vor. Auch im Vergleich zu den mächtigen Figuren, die auf hohen Sockeln standen und deshalb so überragend wirkten.

Die Skulpturen und Figuren zeigten Sportler aus der Zeit der ersten olympischen Spiele, die ja in Griechenland stattgefunden hatten.

Da war der Diskuswerfer ebenso in seiner schwungvoll gebeugten Haltung zu sehen wie der Speerwerfer, der weit und kräftig ausholte. Drei Marathonläufer standen hintereinander und wirkten absolut echt.

Aristoteles Leonidas waren Bills interessierte Blicke nicht entgangen. »Gefallen Ihnen meine kleinen Freunde?«

»Sie sind erstaunlich echt.«

»Ich habe sie aus meiner Heimat kommen lassen. Es gibt auf Kreta einen Künstler, der allein von mir gesponsert wird. Ich bezeichne ihn als unvergleichlich.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Bill wandte sich wieder dem Gastgeber zu und sah einen Mann vor sich, dessen Kleidung aus schwarzem Stoff bestand. Erst beim näheren Hinsehen erkannte er die Nadelstreifen in dem Anzug.

Das Hemd schimmerte in einem gebrochenen Weiß. Um den Hals hatte der Grieche einen Seidenschal gebunden. Das ebenfalls weiße Haar lag auf seinem Kopf wie eine Perücke.

Noch immer wirkte das Gesicht regungslos. Daran konnte auch das schmale Lächeln nichts ändern, das der Grieche aufgesetzt hatte.

Er nickte Bill zu.

»Trotz allem halte ich es in dieser Halle für etwas ungemütlich. Folgen Sie mir in mein Arbeitszimmer.«

»Danke, nach Ihnen.«

Leonidas ging vor. Er schritt federnd aus, seiner Statur überhaupt nicht entsprechend. Dieser Mann konnte bereits zu Lebzeiten zur Legende werden.

Bill dachte an John und Suko. Den BMW oder den Rover hatte er auf der Fahrt nicht entdecken können, aber ihm war ein am Waldrand geparkter Ford Scorpio aufgefallen. Noch vor Betreten des Arbeitszimmers sprach der Reporter den Griechen darauf an.

Leonidas drehte sich um. »Den Wagen kenne ich nicht.« Er lächelte breiter. »Aber es kommt oft genug vor, daß Liebespaare sich meinen Wald aussuchen, um ein ungestörtes Schäferstündchen zu halten. Manchmal werden es auch zwei und mehr.« Er hob die Schultern. »Ja, die Jugend, sie war früher nicht anders als heute.«

»Da haben Sie recht.«

Leonidas öffnete Bill die Tür und ließ ihn in sein Arbeitszimmer eintreten, das er mit kostbaren Möbeln und auch starken Regalen eingerichtet hatte, damit diese die zahlreichen Bücher halten konnten.

Bill nickte einige Male, als er sich umdrehte. »Sehr gemütlich haben Sie es hier.« Sein Blick blieb auf einer Paneelwand haften, die als einzige leer war und keine Bücher enthielt.

»Ja, ich fühle mich auch wohl. Setzen wir uns doch.« Leonidas deutete auf einen der beiden Büffelleder-Sessel, die einen runden Tisch umstanden.

Bill nahm Platz, während Leonidas zur Bar ging und dabei auf den Bodenschalter einer Stehlampe drückte, die ein sehr weiches Licht abgab und den Raum noch gemütlicher machte.

»Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten? Ich habe einen hervorragenden alten griechischen Cognac. Sie werden ihn in dieser Art noch nicht getrunken haben.«

»Wenn es keine Mühe macht, nehme ich einen.«

Leonidas lachte. »Was sollte mir daran Mühe machen, Mr. Conolly? Sie sind mein Gast.«

Er schenkte zwei Schwenker sehr gut ein und kam mit den Gläsern zurück. Beide saßen so, daß sie auf die Paneelwand schauen konnten. Sie prosteten sich zu. Bevor Leonidas trank, formulierte er einen ungewöhnlichen Trinkspruch. »Ich trinke auf meine Tochter, die noch hätte leben können und sich nun hoffentlich in einer Welt befindet, wo alles Leid ein Ende hat.«

Bill schwieg. Er schaute zu, wie Leonidas einen langen Schluck nahm, bevor er das Glas mit einer Bewegung abstellte, die etwas Ruckartiges, aber auch Endgültiges besaß.

»Ich möchte Ihnen noch einmal dafür danken, daß Sie zu mir gekommen sind, Mr. Conolly. So selbstverständlich war das nicht, aber ich mußte mit Ihnen reden.«

»Über Sigrid.«

»Das auch und über ein anderes Thema.«
»Über welches?«
»Darf ich später darauf zurückkommen?«
»Bitte«, sagte Bill und dachte daran, daß es sicherlich mit der Rache des Griechen zusammenhing. Er horchte in sich hinein, suchte nach Warnungen, die sein Nervensystem abstrahlte, konnte aber im Augenblick nichts dergleichen finden.
»Mr. Conolly«, begann Leonidas. »Wollte Sigrid zurück? Hat sie eine Chance gesehen, als Sie mit ihr Kontakt aufnahmen und Sie erklärten, in meinem Namen zu sprechen.«
Auch Bill hatte sein Glas abgesetzt. »Möchten Sie die reine Wahrheit hören, Mr. Leonidas?«
»Sicher.«
»Sie wollte nicht!«
Der Grieche erstarrte. Er schien darüber nachzudenken, ob Bill Conolly ihn angelogen hatte oder nicht.
Dabei erinnerte er an eine der Skulpturen, die in der Halle standen. »Nicht?« hauchte er schließlich. »Das… das kann ich nicht fassen.«
»Ja, auch wenn Sie enttäuscht sind.«
Leonidas zeichnete Kreise auf die Glasplatte des Tisches. »Enttäuscht«, murmelte er und nickte dem Tisch entgegen. »In der Tat, ich bin enttäuscht, aber ich muß auch nach den Gründen fragen, Mr. Conolly.«
»Die sind leicht zu fassen.«
»Wieso das? Ich habe alles für Sigrid getan!« Leonidas’ Stimme hatte einen schärferen Klang bekommen. »Verstehen Sie? Ich tat alles für meine Tochter.«
»Möglicherweise war es das.«
»Begeben Sie sich jetzt auf den ideologischen Pfad?«
»So müssen wir das sehen. Sie war eine satte Katze, Ihre Sigrid. Sie wollte anders leben, nicht nur den Luxus genießen, die Leere der Parties, die lahmen Gespräche, das Jetten von einem Ort zum anderen. Das alles war ihr einfach zuwider, wenn Sie begreifen. Deshalb stieg sie aus, wollte nicht mehr mitmischen beim Jetset.«
Leonidas starrte den Reporter an und hielt dabei das Glas mit dem Cognac in der Hand. Er trank nicht, schüttelte nur einige Male den Kopf, hob die Schultern und nickte Bill schließlich zu. »Reden Sie doch weiter, Mr. Conolly.«
»Da gibt es nicht mehr viel zu sagen. Sie kennen den Rest. Ihre Tochter geriet in gefährliche Kreise. Dort hatten sich Menschen zusammengefunden, die angeblich die Welt verändern wollten und zwar mit Gewalt. Man kann sie als Terroristen bezeichnen, als Killer, als Mörder, die nicht davor zurückschrecken, selbst Kinder umzubringen, auch wenn sie sich im Nachhinein für ihre Taten zu

rechtfertigen versuchen. Es bleiben gemeine Verbrecher.«

»Genug, Conolly! Wollen Sie meine Tochter Sigrid als Verbrecherin bezeichnen?«

»Sie gehörte dazu!« Bill wich einer direkten Antwort nicht aus. Es hatte auch keinen Sinn.

»Sie haben doch mit ihr Kontakt aufgenommen, Mr. Conolly. Sie waren es, der…«

»Ja, ich habe über verschiedene Kanäle mit ihr gesprochen. Es lief zunächst alles glatt, aber ich hätte ihr Milliarden bieten können, Sigrid wäre nicht zu Ihnen zurückgekehrt, Mr. Leonidas. Sie hat sich einmal für den Weg entschieden. Außer ich hätte sie der Polizei übergeben müssen. Das ist meine Pflicht als Bürger dieses Landes.«

Leonidas starrte ins Leere. Er bewegte seine Lippen. Erst Sekunden später begann er zu sprechen. »Das wäre nicht passiert, denn ich hätte sie wieder aufgenommen und vor irgendwelchen Nachstellungen beschützt. Sie haben gut gearbeitet, Mr. Conolly, fast zu gut.«

Bill erlaubte sich ein Stirnrunzeln. »Was soll das heißen?«

»Es ist paradox. Ihre Arbeit war zu gut, gleichzeitig auch zu schlecht. So meine ich das.«

»Und weiter?«

»Erinnern Sie sich daran, wie ich landete und meine tote Tochter zu Gesicht bekam?«

»Natürlich.«

»Genau da habe ich einen Eid geleistet. Ich wollte und will es nicht hinnehmen, daß Sigrid niedergeknallt wurde. Das hätte ich mir nie verziehen. Aus diesem Grunde muß ich einfach etwas unternehmen. Sie haben sicherlich von meiner Rache gehört.«

»An wem?«

»An den Leuten, die sich nicht schämten, meine Tochter zu töten. Haben Sie die Zeitungen heute morgen gelesen?«

»Man konnte ja nicht daran vorbei.«

»Gut, Mr. Conolly. Dann rufen Sie sich auch die Fotos in Erinnerung, die darin veröffentlicht waren.«

Bill mußte überlegen. »Es gab mehrere.«

»Stimmt, aber eines war wichtig. Es zeigte drei lebende Personen und meine tote Tochter.«

»Natürlich, jetzt weiß ich Bescheid. Sie denken an Major Baker, John Sinclair und Suko.«

»Ja, diesen Asiaten.«

»Er ist Yard-Beamter.«

Der Grieche lächelte. »Das interessiert mich nicht. Jedenfalls umstanden diese drei Personen die Leiche meiner Tochter.«

»Und ihnen geben Sie die Schuld am Tod?«

»So ist es!«

Bill hatte schon längst verstanden, sich allerdings geweigert, näher darüber nachzudenken. »Ich glaube«, sagte er leise, »Sie machen da einen gewaltigen Fehler.«

»Nein!«

»Diese Männer tragen nicht die Schuld am Tod Ihrer Tochter. Sie selbst hat ihr Ende zu verantworten, weil sie den Weg der Gewalt gegangen ist. Das ist der falsche.«

»Sie war meine Tochter, Conolly. Auch wenn ich mit ihrem Tun und Handeln nicht immer einverstanden war, ist Sigrid immer meine Tochter geblieben. Das müssen Sie begreifen. Ich bin Grieche, habe meinen Stolz und meine Ehre. Da spielt es keine Rolle, ob jemand Millionär ist oder Schafzüchter. Der Stolz der Griechen ist gleich.«

»Und weiter.«

»Dieser Stolz wird nicht zu brechen sein. Man hat mir etwas genommen. Dafür werden diejenigen, die es mir nahmen, auch bezahlen. Haben Sie das begriffen?«

»Schon.«

»Ich will noch deutlicher werden, Mr. Conolly. Die Männer müssen getötet werden.«

Bill schwieg. Nicht nur die drei Männer, dachte er. Er wird auch mich töten wollen.

Der Millionär lächelte. »Sie denken nach, Conolly. Das sehe ich Ihnen an.«

»Natürlich.«

»Ich habe keine Angst, ich habe alles vorbereitet.«

»Denken Sie auch daran, daß die Männer im Dienste des Gesetzes stehen, Mr. Leonidas?«

»Das weiß ich. Nur handle ich nach meinen Gesetzen, Mr. Conolly. Die sind eben anders. Ich bin Grieche, ich habe mich sehr mit der Historie und den Mythen meines Landes beschäftigt. Kreta ist meine Heimat, und dort gibt es zahlreiche Dinge, die im Dunkel der Legenden verschwunden sind, aber trotzdem ihre Wirksamkeit behalten haben. Ich habe mit Kräften gearbeitet, die an die Weisheiten des Altertums erinnern, und es ist mir gelungen, diese Kräfte zu wecken. Aber dazu komme ich später, Mr. Conolly. Fangen wir mit den drei Männern an.« Leonidas setzte sich bequemer hin. »Was, so glauben Sie, ist mit ihnen geschehen?«

Bill schwieg. Er dachte daran, daß er die Schuld trug, wenn John und Suko in die Falle liefen. So einfach waren sie nicht zu übertölpeln, deshalb besaß er noch immer Hoffnung. »Sie haben die drei Menschen töten wollen, nicht wahr?«

»Einer lebt nicht mehr.«

Bill schrak zusammen. Beinahe zeitlupenhaft langsam bewegte er seinen Mund. »Wer?«

»Der Major!« Leonidas grinste. »Er ist tot. Er wurde vernichtet. Es gibt ihn nur mehr als Leiche.«
»Haben Sie ihn…?«
»Nein, nicht ich.«
»Wer dann?«
Der Grieche lächelte. »Das, mein Lieber, werde ich Ihnen später zeigen.«
»Es bleiben noch zwei übrig.«
»Ich weiß, ich weiß«, erklärte Leonidas nickend. Im Sessel drehte er sich und hob eine Aktentasche an, die neben dem Möbelstück gestanden hatte. Er öffnete die Schlösser, dann die überhängende breite Lasche und kippte die Tasche so um, daß ihr Inhalt auf den Tisch zwischen den beiden Männern rutschen konnte.
Bill bekam große Augen. Sein Gesicht verlor an Farbe. Er hätte am liebsten aufgeschrien, denn was dort aus der Tasche rutschte, kannte er verflixt gut.
Zwei Berettas, ein Kreuz, ein Dolch, die Dämonenpeitsche…
»Nun?«
Bill schloß für zwei Sekunden die Augen. Dabei fragte er flüsternd: »Woher haben Sie diese Dinge?«
»Ich nahm sie den beiden Polizisten ab.«
»Dann sind sie hier?«
»Sicher. Sie kamen an, sie waren da, und ich konnte mich nur dar über freuen.«
»Das begreife ich nicht. Wie konnten Sie den beiden die Waffen abnehmen? Wie?«
»Das war leicht, sehr leicht sogar. Ich habe sie überrumpelt. Ich nahm Gift, aber das spielt keine Rolle mehr. Sie befinden sich in meiner Hand, Mr. Conolly.«
»Leben sie noch?«
Leonidas stellte die Tasche wieder zur Seite. Dabei atmete er schnaufend durch die Nase. »Das ist die große Frage, ob sie noch leben oder nicht.« Vielleicht Bill umklammerte mit seinen Händen die Sessellehnen. In seinem Innern kochte es. »Was, zum Henker, haben Sie mit meinen Freunden angestellt, Leonidas?«
»Oh…« dehnte er, »Ihre Freunde.«
»Genau. Ich habe ihnen berichtet, wo sie mich finden können.«
Leonidas nickte und wechselte das Thema. »Die Waffen habe ich entladen und mich über die Kugeln gewundert. Es ist Silber, nicht wahr?«
»Sogar geweihtes.«
Leonidas nickte. »Wie schön. Dann habe ich ja einen besonderen Fischzug gemacht.«
»Wo sind sie?«

Der Grieche starrte Bill scharf an. »Jetzt haben Sie Angst um Ihre Freunde, wie?«

»Das gebe ich zu.«

»So hat es auch sein sollen. Auch ich hatte Angst um meine Tochter und bekam sie nicht zurück. Sie sollen das gleiche Gefühl erleben, ich werde meine Rache auskosten. Sie wollen die beiden sehen?« Er breitete die Arme aus. »Bitte, ich habe nichts dagegen. Sie sollen Ihre Freunde zu Gesicht bekommen.«

Wieder beugte er sich zur Seite und hob etwas vom Boden hoch.

Es war ein flaches Gerät. Der Grieche betätigte eine der Sensortasten.

Bill hörte ein Surren, schaute nach vorn auf die Paneelwand und bekam mit, wie sich diese, auf einer im Boden eingelassenen Schiene, zur Seite bewegte.

Sie gab den Blick frei auf sechs Monitore, die in zwei Reihen standen.

»Dort sind sie, Mr. Conolly!«

Und Bill wollte kaum glauben, was er sah…

***

Mir war übel!

Vom Magen her zog dieses Gefühl hoch, schien mich lähmen zu wollen, breitete sich in der Kehle aus und sorgte dafür, daß ich würgen mußte, ohne mich allerdings zu übergeben.

Durch die Nase atmete ich tief ein, tastete nach meinem Kopf und war froh, daß ich keine Verletzungen entdeckte. Dafür hörte ich die Stimme meines Freundes Suko.

»Gratuliere, Geisterjäger. Da hat es jemand geschafft, uns beide reinzulegen.«

»Scheint mir auch so.« Ich holte einmal tief Luft. »Weißt du eigentlich, wo wir uns befinden?«

»Nein, ich habe mich noch nicht umschauen können.«

Suko lachte leise auf. »Da ist der große Hammer über uns gekommen, John.«

»Eher die chemische Keule.«

»Auch richtig.«

»Okay, Suko, wie geht es weiter?«

»Hast du dich schon abgetastet?«

»Kaum.«

»Aber ich. Und meine Waffen fehlen.«

Ich erschrak über seine Worte, fühlte auch bei mir nach und mußte das gleiche feststellen. »Sie sind weg, Suko. Der Grieche hat sie.«

»Bis auf meinen Stab.«

»Noch Hoffnung?«

Ich hörte ihn lachen. »Wenn ich nur wüßte, wo wir stecken. Ich habe schon rundgeleuchtet und dabei etwas festgestellt, was mir gar nicht

gefiel. Das scheint ein Labyrinth zu sein. Wir hocken in einem gewaltigen Irrgarten fest, wahrscheinlich unter der Erde und…«

»Der Irrgarten des Minos.«

»Was sagst du?«

»Kennst du die Geschichte vom Minotaurus und dessen König, der junge Männer und Frauen dem Monstrum opferte?«

»Ja, aber wir haben kein Knäuel wie Theseus.«

»Leider nicht.«

Ich war es leid und stemmte mich auf die Füße. Ehrlich gesagt, ich hatte schon meine Schwierigkeiten. Der Kreislauf war etwas in Mitleidenschaft gezogen worden. Schwindel hielt mich erfaßt. Ich taumelte bis gegen eine Wand, fand dort Halt und wollte ebenfalls leuchten, als etwas geschah, was dies überflüssig machte.

Die Umgebung erhellte sich.

Es war ein geheimnisvoller, grünlich-gelber Schein, der wie ein dünner Teppich floß und mich an den erinnerte, den ich von meinem letzten Fall aus der Templerschatz-Höhle her kannte. Der Schein umfloß alles. Wir sahen eine dunkle Decke über uns. Sie war bestückt mit zahlreichen kleinen Lampen, die das Licht abgaben und es auch über die zahlreichen Mauern und Gänge streuten, die zusammengenommen dieses wahnsinnige Labyrinth bildeten.

Mauern, Gänge, Böden, die Decke – alles war vorhanden, nur eben kein Ausweg.

Ich sah Suko. Ebenso wie ich lehnte er mit dem Rücken an einer Mauer und grinste mich schief an. »Willkommen bei Minotaurus«, meinte er mit Galgenhumor.

Ich winkte ab. »Laß mich lieber überlegen, wie wir hier flüchten können, Alter?«

»Das ist die Frage. Ich kann dich beruhigen. Wir sind reingekommen, wir brauchen also nur den Ausgang zu suchen. Das ist alles.«

»Wie schön.« Ich strich über mein Kinn. »Soll ich dir die Geschichte noch einmal erzählen?«

»Ich mag keine Monster mit Stierschädeln.«

»Dem Minotaurus ist noch niemand entwischt. Sollten wir tatsächlich einen Ausgang finden, so ist nicht gesagt, daß er auch offen ist. Wir können hier verhungern.«

»Das sehe ich nicht so dramatisch, John. Schließlich weiß Bill Bescheid.«

»Was ist, wenn der Grieche auch ihn geschnappt hat?«

»Dann sieht es nicht gut aus. Da müssen wir uns auf Sheila verlassen, die ebenfalls Bescheid weiß.«

»Ja, bis dahin können wir tot sein. Wie ich Leonidas einschätze, wird er uns einige Hindernisse in den Weg gelegt haben, die uns nicht gefallen werden.«

»Dann suchen wir sie gemeinsam.«
Der Vorschlag war richtig. Nur sahen wir keinen direkten Anfang.
Es war zudem egal, in welch eine Richtung wir uns bewegten, ein Irrgarten wie dieser war überall gleich.
Wir blieben zusammen, erreichten das Ende eines Gangs und gelangten schon in einen zweiten, der allerdings vor einer Mauer endete, die fast bis zur Decke reichte.
Also wieder zurück. Unsere Schritte hinterließen Echos auf dem harten, leicht glänzenden Steinboden. Auch die Wände schimmerten grünlich und waren bedeckt mit Moos und Schimmel.
Wir achteten natürlich auf Geräusche. Ich ging zwar nicht davon aus, daß uns ein stierköpfiges Monster über den Weg laufen würde, aber einige Überraschungen hielt der Grieche bestimmt für uns parat. Fallen, die nicht zu erkennen waren.
Wir rechneten damit, daß sich der Boden öffnen würde und aus verborgenen Düsen Gas entströmte. Das alles passierte in den folgenden Minuten nicht. Die Orientierung konnten wir nicht verlieren; weil wir keine gehabt hatten.
So bewegten wir uns durch die schmalen Gänge, schleiften an den Wänden und Mauern entlang, lugten vorsichtig um Ecken, weil wir immer mit einem Angriff rechneten, und schalteten an einigen Stellen, wo es besonders dunkel war, die Lampen ein.
Wir sahen die Gestalt gleichzeitig. Sie lag verkrümmt auf dem Boden. Um sie herum hatte sich eine Blutlache ausgebreitet, die aus einer gewaltigen Wunde stammte. Die Brust des Mannes war praktisch verschwunden, aber wir konnten trotzdem erkennen, daß es sich um Major Baker, den Einsatzleiter des Kommandos, handelte.
Wir waren stehengeblieben, schluckten und wischten uns den kalten Schweiß aus den Gesichtern. »Das Schicksal könnte auch für uns vorgesehen sein«, murmelte Suko.
»Bestimmt.«
Mein Freund bückte sich. Er untersuchte den Toten. »Wie bei diesem Mann im Wald.«
»Das Einhorn?«
Mein Freund stellte sich wieder hin und hob die Schultern. »Einen anderen Gegner kenne ich auch nicht.«
»Doch – es gibt einen!«
Die Lautsprecherstimme traf uns wie ein Donnerschlag. Sie klang zwar leicht verzerrt, trotzdem hatten wir genau erkannt, daß der Grieche gesprochen hatte. Seinem Kommentar konnten wir entnehmen, daß wir unter Kontrolle standen. Er mußte uns beobachten.
Möglicherweise über Monitore, die mit Kameras verbunden waren.
Es gelang uns, ziemlich gelassen zu reagieren, und wir hörten weiter

zu. »Ich kann Sie sehr gut sehen. Sie stehen vor der Leiche eines Mörders. Schauen Sie sich den Toten genau an. Er wurde gejagt, und das gleiche Schicksal steht auch Ihnen beiden bevor. Soll ich Ihnen die Geschichte des sagenumwobenen Gold-Königs Minos in Erinnerung rufen?«

»Wir verzichten!« rief Suko.

»Das ist gut. Sie zu kennen, gehört schließlich zur Allgemeinbildung, wie ich meine. Sie hätten sich heraushalten sollten. Sie waren mitschuldig am Tod meiner Tochter. Sie sind es gewesen, die sie vom Leben in den Tod geschickt haben. Dafür werde ich mich rächen, und das Schicksal des Majors wird auch das Ihre sein.«

»Wie kam er um?« rief Suko.

»Wissen Sie das nicht?«

»Wir rechnen mit einem Einhorn als Mörder.«

»Stimmt, durch das Einhorn.« Der Grieche lachte. »Diese Tiere gehören zu mir. Es gibt sie noch, und ich hielt sie unter Kontrolle.«

»Wie kam es?« fragte ich.

»Es ist mein Geheimnis.«

»Die Psychonauten sind längst kein Geheimnis mehr«, erklärte ich mit lauter Stimme.

Mit dieser Bemerkung hatte ich Leonidas überrascht. Durch die Lautsprecher drang sein scharfes Atmen. Schließlich fragte er: »Was wissen Sie über die Psychonauten?«

»Es ist eine Gruppe, die sich in Ihrer Heimat zusammengefunden hat und den Weg der Weisheit sucht. Sie wollen das dritte Auge des Menschen finden, das verkümmerte. Es ist die Reinkarnation, die Wiedergeburt, das sich Erinnern an andere Leben, und es hängt unmittelbar mit den Rätseln der Welt zusammen, die tief in der ägyptischen Cheops-Pyramide enthalten sind.«

»Das wißt ihr?«

»Wir waren selbst dort«, erwiderte ich trocken. Ich hatte nicht gelogen, denn dieses Abenteuer würden wir nie vergessen.[2]

Wieder atmete er scharf. »Ja, ich hörte davon, daß Fremdlinge eingedrungen sind. Aber es waren nicht die echten Psychonauten, sondern eine andere Gruppe. Die echten suchen noch immer, sie warten ab, diese Idioten, denn sie gehen davon aus, daß die Menschheit nicht reif genug dafür ist, all die Geheimnisse zu kennen.«

»Sie haben recht gehabt!«

»Nein, ich sehe das anders. Ich habe mal zu ihnen gehört, kenne sie, weiß Bescheid über ihr Wissen und bin meinen eigenen Weg gegangen, um die Macht zu erlangen. Das dritte Auge des Menschen ist verkümmert, ich weiß, aber meines nicht. Ich habe die Rätsel teilweise lösen können, und ich werde weitermachen. Die Einhörner, die als Fabeltiere abgetan wurden, habe ich hergeholt. Ich fand ihre

geheimnisvollen Gräber auf der Insel Kreta. Ich befreite sie aus ihrem langen magischen Schlaf, denn der König Minos besaß nicht nur den Stierköpfigen. Er kannte auch andere Fabeltiere und hat sie gepflegt. Sie ebnen mir den Weg, sie helfen mit. Ich bin auf dem Weg, die Geheimnisse zu entschlüsseln, und ich werde mich irgendwann wieder an die Spitze der Psychonauten setzen, um sie zu führen. Ich habe sie verlassen, um meinen Weg zu gehen, aber ich kehre zu ihnen zurück, damit wir es schaffen, die Antike zu beherrschen.«

Worte, die wir ihm glaubten, auch in bezug auf die Fabeltiere. Wir hatten ebenfalls beim ersten Zusammentreffen mit den Psychonauten ein ähnliches Tier erlebt. Nur war es ein Pegasus gewesen, ein geflügeltes Pferd, ebenfalls mit einem Horn auf der Stirn.

»Wollt ihr noch mehr wissen?« rief er.

»Ja«, erwiderte Suko. »Sagen Sie uns noch, wie wir diesen Irrgarten verlassen können.«

Der Grieche besaß keinen Humor, er lachte trotzdem. »Es gibt Ausgänge, aber es wird euch nichts nützen. Bis ihr sie gefunden habt, sind meine Helfer da und haben euch aufgespießt. Schaut euch den Major noch einmal an, dann wißt ihr, was euch bevorsteht. Und noch etwas. Neben mir sitzt jemand, den ihr kennt. Er heißt Bill Conolly und wird mit anschauen können, wie euch meine Freunde jagen. Auch er ist ein Versager, er würde mir am liebsten den Hals umdrehen, das sehe ich ihm an. Aber er wird sich nicht trauen, weil er weiß, daß ich letztendlich besser bin als er. Und er wird wissen, daß ich die Fäden in der Hand halte. Wir schauen zu, wie die Einhörner euch jagen. Habt ihr gehört? Ich sprach in der Mehrzahl. Es sind drei Tiere, drei, denkt daran!«

Suko wollte noch etwas fragen, doch es hatte keinen Sinn mehr.

Wir beide hatten das Knacken gehört, mit dem die Verbindung unterbrochen worden war.

In der Stille blieben wir zurück, schauten uns an, und Suko holte seinen Stab hervor: Buddhas Erbe. »Unsere einzige Chance«, erklärte er, »das ist sie.«

»Für fünf Sekunden, nicht?«

»Leider.«

Wir schauten uns an. Jeder hing seinen Gedanken nach. Dabei kamen wir zu dem gleichen Entschluß.

»Nur nicht getrennt werden«, sagte ich. »Das könnte tödlich enden.«

Suko stimmte mir zu, und Sekunden später hörten wir die Geräusche. Nicht laut, dennoch nicht zu überhören.

Es war das dumpfe Schlagen der Einhornhufe auf dem harten Boden des Labyrinths.

Die Killertiere kamen…

***

Nadine, die Wölfin mit der Seele eines Menschen in ihrem Körper, war nicht grundlos unruhig geworden und hatte sich so aufgeregt benommen. Sie besaß ein besonderes Gespür für außergewöhnliche.

Dinge und Vorfälle, noch wesentlich stärker ausgeprägt als bei sensitiv veranlagten Menschen. Auf der Fahrt zum Ziel hatte sie immer deutlicher gespürt, daß etwas nicht stimmte.

Da lauerten Feinde in der Nähe, gefährliche Feinde sogar, die morden wollten…

Bill Conolly verließ den Wagen, ohne ihn abzuschließen. Er verließ sich auf Nadine als Hüterin, die aber wollte nicht im Fond hockenbleiben. Aus ihren klugen, menschlichen Augen beobachtete sie den Reporter, wie er zum Haus hinüberging und hinter der breiten Tür verschwand.

Nadine blieb zurück.

Von Überlegungen oder Nachdenken konnte bei ihr nicht die Rede sein. Sie verließ sich einzig und allein auf ihre Instinkte, die wie Sensoren wirkten, und diese wiederum nahmen die Signale sehr genau auf, denn sie wiesen auf eine immer stärker werdende Gefahr hin, auf etwas Fremdes, das für Menschen tödlich werden konnte.

Die Wölfin handelte. Sie verließ ihren schmalen Platz im Fond und blieb auf dem rechten Beifahrersitz hocken. Dabei drehte sie ihren Kopf zur Tür hin.

Die war nicht verschlossen, nur zugefallen, aber die Wölfin reagierte wie ein sehr kluger Hund. Durch Kratzen mit ihren Pfoten schaffte sie es, an den Hebel zu gelangen, den sie sogar bewegen konnte, dabei noch in die exakte Richtung, so daß die Tür bald kein Hindernis für sie darstellte.

Sie schwang nach außen.

Mit einem Satz sprang die Wölfin ins Freie und genoß die kühle Luft, die sie umfächerte.

Vom Waldrand her hatte sich der Dunst wie ein großer fließender Teppich ausgebreitet und näherte sich immer stärker dem Haus.

Wenn Nadine normal lief, würde sie dieser Nebel wie ein Tuch bedecken. Schattenhaft tauchte sie ein in den Dunst, blieb nach wenigen Yards schon stehen, um sich zu orientieren.

Nicht von der Sicht her, sie verließ sich auf ihre Witterung, denn sie mußte einfach spüren, wo sich die Gefahr zusammenbraute.

Seltsamerweise nicht dort, wo Bill Conolly verschwunden war, also nicht im Haus.

Die Wölfin trottete weiter. Den Kopf hielt sie gesenkt, die Schnauze strich dicht über den Boden. Das Tier hatte die Witterung aufgenommen und wollte sie nicht mehr verlieren.

Der Weg führte sie nicht auf das Haus zu, sondern rechts an ihm vorbei. Und dort wuchs der dichte Wald, allerdings nicht durch

irgendwelches Unterholz miteinander verbunden, mehr freistehend, wie es bei einer Parklandschaft der Fall war.

Dort mußte sie hin.

Nadine war sich der Gefahr bewußt, die sie einging, doch es gab keine andere Möglichkeit für sie, denn sie sah sich auch irgendwo als Beschützerin an.

Je mehr sie sich den mächtigen Baumstämmen näherte, um so stärker machte sich der Drang bemerkbar. Da tat sich etwas, da lauerte ein Feind, der es auf Bill abgesehen hatte.

Die Schwärze schluckte sie. Wenn sie weiterging, war auch von ihrem dunklen Körper kaum etwas zu sehen. Nur mehr die Augen glänzten wie zwei helle Laternen.

Sie suchte weiter.

Mit den Füßen wühlte sie das raschelnde Laub auf. Sie fand zielsicher ihren Weg und ließ sich auch von den Dunstschwaden nicht aufhalten.

Immer der Spur folgend, an der sie hing wie an einer langen, unsichtbaren Leine.

Nadine hatte es jetzt eiliger. Mit raschen Sprüngen näherte sie sich einer langen Wand aus Büschen, die an ihrem Ende eine Erhebung zeigte, wo sich ein Komposthaufen befand.

Fast wäre sie hineingesprungen. Im letzten Augenblick drehte sie ab, aber das Tier wußte genau, daß es unmittelbar vor dem Ziel stand. Dort war der Eingang zu einem Weg, der in eine gefährliche Tiefe führte.

Die Wölfin beging nicht den Fehler, sofort hineinzulaufen. Sie wartete noch, witterte, wollte erkennen, ob tödliche Gefahren in unmittelbarer Nähe lauerten, aber sie konnte beruhigt sein. Die Gefahr hatte sich weiter und tiefer vor ihr verdichtet. Irgendwo unter der Erde ballte sie sich zusammen.

Da mußte sie hin.

Das ungewöhnliche Tier zögerte keine Sekunde länger. Schlangenhaft geschickt huschte Nadine durch den offenen Eingang und damit hinein in eine gefährliche Welt unter der Erde…

***

Bill Conolly hatte sich noch immer nicht gerührt. Er sah, wie der Grieche das Mikrofon zur Seite legte, dabei den Kopf drehte und sich den Schweiß aus der Stirn wischte.

»Sind Sie verrückt geworden?« keuchte Bill.

Leonidas gab ihm keine Antwort. In den Augen des Mannes schimmerte ein gefährlicher Glanz, das Haar schien mit Elektrizität geladen zu sein und zu knistern.

»Verrückt, sagten Sie? Nein, ich bin nicht verrückt. Ich werde herrschen, ich werde die Macht an mich reißen und die Psychonauten

führen. Haben Sie verstanden?«

»Ja, Sie sprachen laut genug.«

»Was werden Sie jetzt tun?« fragte der Grieche.

Bill wäre am liebsten losgerannt, um seine Freunde zu befreien.

Das war nicht möglich, er kannte den Weg nicht. Zudem waren die Monitore eingeschaltet, er konnte alles beobachten, was sich in der Tiefe abspielte, und er wußte irgendwie, daß er Leonidas nicht aus den Augen lassen durfte.

»Ich warte«, sagte er.

»Ach – mehr nicht? Ich habe Sie als mutiger eingeschätzt.«

Bill lächelte kalt. Dann zog er seine Beretta, die er mitgenommen hatte. Er richtete die Mündung auf den Griechen. »Wenn ich abdrücke, treffe ich Ihren Kopf. Und ich kann Ihnen versprechen, ich werde ihn nicht verfehlen.«

Aristoteles Leonidas blieb gelassen. »Glauben Sie denn, daß Sie Ihren Freunden damit helfen?«

»Das wird sich herausstellen. Sie sollten sich eines merken, Mr. Leonidas. Wenn meine Freunde in Gefahr geraten und sterben, sind auch Sie an der Reihe. Dann werde ich keine Rücksicht kennen, denn ich weiß, daß Sie eine Gefahr für die Menschheit darstellen. Sie gehören hinter Gitter, damit Ihr Machtwahn gestoppt wird.«

Der Grieche winkte ab. »Als Toter hinter Gittern?«

»Glauben Sie wirklich, daß Sie tot sein werden. Ich kann Sie auch verletzen.«

Der Grieche nickte. »Große Sprüche, Mr. Conolly, aber lassen Sie sich überraschen.«

»Das werde ich auch.«

Bill hatte Mühe, äußerlich ruhig zu bleiben. Sein Blick glitt durch den Raum. Er glaubte nicht daran, daß sich der Grieche einzig und allein auf seine drei killenden Einhörner verließ, der hatte sicherlich noch Trümpfe in der Hinterhand, sonst hätte er nicht so gelassen reagiert und die Beine übereinander geschlagen.

Fast lässig hockte er in seinem Sessel, die Blicke auf die Monitore gerichtet. »Schauen Sie, Conolly, schauen Sie genau hin, was dort vor sich geht. Die beiden sind irritiert, sie gehen, sie suchen, sie wollen etwas finden.«

»Sie schaffen es schon.«

Der Grieche drehte Bill seinen kantigen Kopf mit der weißen Löwenmähne zu. »Meinen Sie wirklich, daß Ihre Freunde gegen drei Einhörner und dazu noch waffenlos ankommen? Glauben Sie das? Sie kennen doch diesen Major Baker. Er war ein Einzelkämpfer, wie ich weiß, er war ein gefährlicher Mann, er hat es auch nicht geschafft. Da, schauen Sie, er liegt dort. Er ist tot, zerrissen…«

»Halten Sie den Mund!«

Ari Leonidas lachte und griff wieder zu seiner Fernbedienung.
»Ich hasse es, nur auf stumme Bilder schauen zu müssen. Ich möchte etwas Leben hineinbringen.« Er hatte kaum ausgesprochen, als er den Ton höherdrehte.
Bill hörte nicht viel. Nur die scharfen Atemzüge seiner beiden besten Freunde.
Sie und ihr Verhalten mit ansehen zu müssen, bedeutete für ihn so etwas wie eine Folter. In seinem Nacken hatte sich der Schweiß gesammelt, der nun in zwei kalten Bahnen – angeführt von Tropfen – seinen Rücken hinabrann.
»Ah!« zischte Leonidas plötzlich. »Da, hören Sie hin, die Geräusche. Das sind die Hufe.« Er drehte sich und starrte den Reporter an. »Sie kommen, Conolly, und es ist niemand da, der sie aufhalten wird, das kann ich Ihnen versprechen.«
Auch Bill vernahm das leichte Trommeln. Ihm kam es ebenfalls vor wie eine Todesbotschaft, und er fragte sich, ob er sich richtig verhielt, wenn er hier hockenblieb.
Innerhalb einer Sekunde entschied er sich. »Stehen Sie auf!« schrie er den Griechen an.
»Weshalb?«
»Ich will mit Ihnen in das Labyrinth gehen.«
»Nein!«
Bill Conolly zielte genau zwischen die Augen des Mannes, als auf dem Monitor das erste Einhorn erschien…

***

Wir verhielten uns still und lauschten dem Trappeln der Hufe, das noch ziemlich leise klang. Große Pläne hatten wir nicht machen können, wir mußten abwarten, was auf uns zukam und hatten uns so aufgestellt, daß unsere Rücken die Wände berührten.
Wir befanden uns nicht in einer Sackgasse. Der Blick in beide Richtungen war frei, verlor sich allerdings in der grünlichen Lichtbrühe, die über den Mauern lag.
Ich schaute nach rechts, Suko nach links. Auf beiden Gesichtern lag die gespannte Erwartung.
Die Luft in dem Irrgarten war feucht geworden. Sie besaß sogar eine gewisse Wärme, die aus den Mauern zu strömen schien. Dieses Labyrinth zu errichten, mußte Geld und Arbeit gekostet haben.
»Komisches Gefühl, wenn man weiß, daß man beobachtet wird«, flüsterte Suko.
Ich hob die Schultern. »Das ist mir egal. Wobei ich mich allerdings frage, was Bill unternehmen wird.«
»Der steckt in der Zwickmühle.«
Bestimmt! Auch in seiner Haut wollte ich nicht stecken, aber wir

mußten uns auf andere Dinge konzentrieren, denn das Geräusch der Hufe hatte sich verstärkt.

Sie kamen!

Zwei Richtungen standen zur Auswahl. Leider war es unmöglich für uns herauszufinden, aus welcher Richtung sich die Fabeltiere auf uns zubewegten. Die Mauern veränderten den Klang; sie spielten mit den Echos, so daß wir den Eindruck bekamen, eingekreist zu sein.

Plötzlich ging alles rasend schnell!

Von der rechten Seite her verstärkte sich das Geräusch zu einem Donnern, und aus dem gespenstisch grünen Schein erschien die Gestalt eines mit einem Horn bewehrten Pferdes.

Es rannte auf uns zu, den Kopf leicht gesenkt, als wollte es uns schon jetzt aufspießen. Wenn es seine Richtung beibehielt, würde es zwischen uns hindurchrennen. Darauf allerdings konnten wir uns nicht verlassen. Beide waren wir auf der Hut, ließen das Tier kommen, und dann löste sich Suko wie ein Schatten.

Das war nicht abgesprochen. Er rannte dem Einhorn entgegen, ich schrie ihm noch eine Warnung vor den wirbelnden Hufen zu, aber Suko befand sich schon auf dem Sprung.

Er schaffte es.

Als das Einhorn ansetzte, um meinen Freund aufzuspießen, hatte sich Suko bereits gedreht und den Hals umklammert. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung riß er den Schädel nach rechts, so daß man den Eindruck haben konnte, er wollte irgend etwas darin brechen.

Das geschah nicht. Nur der Kopf wurde so weit vorgestoßen, daß die Spitze des Horns in die Wand jagte und sich dort verkeilte.

Ich wirbelte herum.

Das zweite Einhorn war da. Diesmal hatte es mich aufs Korn genommen. Es galoppierte von der anderen Seite heran, voller Wut.

Sollte ich es so machen wie Suko?

Das war nicht einfach, und so versuchte ich es anders. Ich sprang an der Mauer hoch, deren Rand ich erreichen konnte. Hart klammerte ich mich fest. Ich wußte um das Risiko, aber ich ging es voll ein.

Das Einhorn donnerte heran, ein todbringendes Monstrum, das durch nichts zu stoppen war.

Ich ließ mir noch Zeit, schaute schräg nach rechts und mußte genau den Moment abpassen.

Noch zwei Sprünge, und es würde mich aufspießen.

Da zog ich die Beine an.

Nur eine kurze Sekunde, die mir allerdings furchtbar lang vorkam. Es war die Spanne zwischen Leben und Tod, zwischen gewinnen und verlieren, und ich hatte richtig getimt.

Unter mir donnerte das Horn des Tieres gegen die Mauer. So stark, daß selbst ich die Erschütterung spürte. Mir kam es so vor, als hätte es

sein Horn in den Stein hineingerammt, denn es traf keinerlei Anstalten, sich zurückzuziehen.

Ich konnte mich auch nicht länger halten, ließ mich fallen und ging abermals ein Risiko ein.

Wie ein Kunstreiter landete ich auf dem Rücken des Fabeltieres, warf mich sofort nach vorn, um die Mähne zu umkrallen. Sie gab mir den nötigen Halt. Wahrscheinlich war das Tier zu überrascht, um sofort reagieren zu können. Es blieb stehen und löste sein Horn von der Mauer, das jetzt etwas anders aussah und eine leichte Krümmung aufwies.

Suko war nicht weit von mir entfernt. Er kämpfte noch mit seinem ersten Einhorn und hatte es geschafft, sich mit beiden Händen an der spitzen Waffe des Tieres festzuklammern.

Mein Reittier bockte.

Ich hatte damit gerechnet. Durch das Festklammern an der Mähne wurde ich nicht über den Kopf hinweg zu Boden geschleudert, aber die Stöße schienen meinen Kopf auseinandertreiben zu wollen. So stark explodierten sie unter der Schädelplatte.

Das Einhorn gab nicht auf. Es wieherte nicht. Was aus seinem Maul hervordrang, glich schrillen, irren Schreien. In dem schmalen Gang drehte es sich auf der Stelle, schlug mit den Hufen aus, hämmerte sie gegen die Mauer, als wollte es die einzelnen Teile brutal zertrümmern.

Ich hielt mich noch immer, hatte versucht, aufrecht sitzen zu bleiben, was allerdings nicht möglich war. So legte ich mich flach hin, umklammerte mit den Beinen die Flanken des Tieres und geriet in einen Schwindel, als sich das Einhorn auf der Stelle drehte.

Plötzlich rannte es los!

Mein Gott, das war schnell. Mit einem gewaltigen Sprung hatte es sich vorgeworfen, setzte sofort weitere Sprünge nach und raste mit mir auf dem Rücken in das verdammte Labyrinth hinein.

Sollte ich abspringen oder weiter versuchen, meinen Platz zu halten? Ich entschied mich für die letzte Möglichkeit, wischte, auf dem Rücken hockend und mich verzweifelnd festklammernd, um Ecken und in Gänge hinein, die sich vor mir auftaten.

Manche waren schmal und kurz, andere wiederum breiter, auch länger, so daß das Einhorn freie Bahn hatte.

Wohin ging dieser Ritt? Wo würde er enden?

Ich hatte mich zwar nicht an diesen ungewöhnlichen Platz gewöhnt, war aber froh, mich halten zu können und wagte es, den Kopf zu heben.

Wenn mich nicht alles täuschte, durchrasten wir einen sehr langen Gang, möglicherweise einen der wichtigsten, aber die Leere dieses Tunnels blieb nicht bestehen.

Weiter vorn sah ich eine Bewegung.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, bis die Bewegung Umrisse annahm und ich einen weiteren Einhornkörper erkannte.

Beide Tiere rannten direkt aufeinander zu. Kam es zum Aufprall, konnte er für mich tödlich enden…

***

Suko kämpfte wie ein Berserker!

Er gehörte zu den Menschen, die sich mit allen möglichen Gegnern herumgeschlagen hatten, aber nie waffenlos mit einem Einhorn.

Einen Huftritt hatte er schon abbekommen, zum Glück war er nur an der Hüfte gestreift worden, auch das hatte schon gereicht, um seine Kampfkraft zu beeinträchtigen.

Dem Tier war es gelungen, den lästigen Menschen abzuschütteln.

Suko sprang zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

Es war verdammt eng in dem Gang. Wenn das Einhorn angriff, konnte er kaum weg.

Noch eine Chance gab es.

Suko nutzte sie, zog seinen Stab hervor und hoffte, da seine zauberähnliche Magie auch hier half.

Ein Wort rief er: »Topar!«

Das Einhorn stand. Für die Dauer von fünf Sekunden erstarrten sämtliche Bewegungen derjenigen, die sich in Rufweite des Stabträgers befanden. Nur Suko selbst konnte sich bewegen.

Er durfte alles, nur nicht töten.

Nicht eine Sekunde Zeit ließ er sich, um über Pläne nachzudenken.

Er griff direkt an.

Dabei setzte er auf die geballte Kraft seiner Handkanten. Er wußte nicht genau, wo sich die empfindlichen Stellen des Einhorns befanden, ging aber davon aus, daß er den Hals treffen mußte.

Er schlug.

Seine Handkanten verwandelten sich in rasende Schwerter, die mit dumpfen Geräuschen das Fell des Tieres erwischten. Er erwischte es von beiden Seiten und wunderte sich darüber, wie oft er innerhalb von fünf Sekunden zuschlagen konnte.

Dann war die Zeit um.

Mit einem Sprung brachte sich Suko in Sicherheit und bekam mit, wie die Vorderbeine des Einhorns wegknickten und es zu Boden fiel wie eine Statue.

Schwer atmend blieb der Inspektor stehen. Er bückte sich später, sah den möglicherweise glasigen Ausdruck in den Augen des Fabeltieres und wußte, daß er es nicht getötet, sondern nur bewußtlos geschlagen hatte.

Die Magie des Stabes blieb also bestehen.

Ein Einhorn war ausgeschaltet. Zwei blieben noch übrig. Aber wo

steckten sie?

Suko hörte sie nur, er sah sie nicht. Das dumpfe Trommeln war furchtbar, aber auch die Schreie, denn so brüllte nur sein Freund John Sinclair. Und Suko rannte los…

***

Bill Conolly schoß nicht, obwohl es ihm im Finger juckte. Er konnte sich nicht entscheiden, wohin er schauen sollte. Auf den Griechen oder auf die Monitore, wo sich das Drama abzeichnete, wo John und Suko verzweifelt gegen diese monströsen Tiere kämpften.

Der Grieche sprach zu sich selbst. Er fieberte dem Kampf entgegen, hielt die Fernbedienung fest und schrak erst zusammen, als er den kalten Druck der Mündung im Nacken spürte.

»Wir gehen!«

»Nein, Conolly, nein!«

»Wenn ich schieße…«

»Mach es nicht, Conolly, mach es nicht, denn sonst fliegt das Labyrinth in die Luft.« Leonidas lachte schrill. »Ich habe es in der Hand, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Ich halte die Elektronik fest, und sie dient nicht nur dem Zweck, die Monitore einzuschalten. Hast du nun begriffen, Conolly?«

Ja, Bill hatte es und erbleichte…

***

Innerhalb von Sekunden verdichtete sich die Gefahr und wurde für mich zu einem tödlichen Risiko.

Zwei Fabeltiere rannten aufeinander zu wie Gegner, die sich gegenseitig aufspießen wollten. Daran konnte ich nicht glauben, wahrscheinlich sollte ich derjenige sein, der letztendlich sein Leben, verlor.

Es wurde kritisch.

Ich hörte das Echo der Hufschläge und schrie so laut ich konnte, um mir Luft zu verschaffen. Dabei hing ich noch immer auf dem tanzenden, buckelnden Pferdekörper fest, die Finger in die Mähne gekrallt, als wäre er der große Rettungsanker.

Die Tiere waren gleich groß. Auch das Einhorn, das uns entgegenraste, unterschied sich in nichts von seinem Artgenossen.

Ich versuchte auszurechnen, wie lange mir noch blieb? Fünf Sekunden, sieben?

Aber was sollte ich tun? Mich fallen lassen, den harten, womöglich tödlichen Aufschlag in Kauf nehmen?

Ich wußte es nicht, rutschte aber schon zur Seite und sah das zweite Einhorn größer werden.

Und noch etwas sah ich.

Einen weiteren Schatten. Kleiner als das Einhorn, aber schneller.

Und dieser Schatten huschte phantomgleich über den Boden. Er sah aus wie ein zu groß gewachsener Hund oder ein Wolf.
Wolf?
Er schoß mir durch den Kopf, aber ich kam nicht dazu, nähere Überlegungen anzustellen, denn die beiden Tiere würden sich treffen.
Da sprang der Schatten!
Er hatte das zweite Tier erreicht, ging es von der Seite her an, hatte sein Maul weit geöffnet und verbiß sich seitlich in das Fleisch und das Fell am Hals.
Im Sprung erkannte ich das Tier.
Es war kein Hund, es war eine Wölfin und die hieß Nadine. Sie griff in letzter Sekunde ein, riß aus dem Hals ein großes Stück hervor und hinterließ eine klaffende Wunde.
Das Einhorn schrie fast wie ein Mensch, kam aus der Richtung, prallte gegen die Wand und scheuerte noch am Gestein entlang.
Was half es mir? Was tat mein Reittier?
Es stoppte. Und das so rasch wie möglich, und es überraschte auch mich damit.
Den anderen Kräften konnte ich nichts entgegensetzen. Durch den plötzlichen unerwarteten Stopp rissen sie mich nach vorn. Ich konnte nicht anders. Wie von selbst lösten sich meine Hände von der Mähne des Tieres. Ich war frei.
In dieser fürchterlich kurzen Zeitspanne, als ich durch die Luft segelte, den Körper unwillkürlich zusammenkrümmte, überkam mich eine furchtbare Angst davor, daß ich mit dem Schädel zuerst gegen die Mauer knallte und starb.
Trotz Nadines Sprung war das Einhorn nicht so weit zur Seite getrieben worden, um den Weg nicht zu versperren. Beide Fabeltiere prallten zusammen.
Ich auch.
Und ich hatte ein wahnsinniges Glück, denn ich rammte nicht gegen die harte Mauer, sondern vor den Körper des von Nadine verletzten Tieres, das neben mir zusammenbrach.
Wir fielen praktisch gemeinsam, aber der schwere Körper begrub nicht mich unter sich, sondern seine eigenen Beine. Ich hatte noch den gewaltigen Schlag in der Schulter mitbekommen, dann rollte ich über den Boden, schrammte mir das Kinn auf, bekam auch kräftige Stöße gegen beide Knie, aber ich konnte wieder hoch. Dann warf ich mich herum und sprang auf die Füße.
Mein Reittier ebenfalls.
Und es griff an.
Wo sich Nadine befand, bekam ich in diesem Augenblick nicht mit. Ich konzentrierte mich auf das Einhorn, das es unbedingt wissen wollte. Tief gesenkt war der Kopf, so tief, daß er beinahe über den

Steinboden schleifte.

Was tun?

Wieder war Nadine da. Ich sah es, als ich mich mit einem verzweifelten Sprung zur Seite und gleichzeitig nach hinten katapultierte.

Ich wäre dem Horn nicht mehr entwischt, es hätte mir zumindest eine tiefe Wunde gerissen, aber Nadine verbiß sich im Kopf des Einhorns und hielt eisern fest. So stark, daß es das Tier in die Knie zwang und es mit seinem Bauch über den Boden rutschte.

Das war die Chance!

Nicht nur für mich, auch für Suko, den ich aus dem Hintergrund anrennen sah.

Er schrie meinen Namen, ich brüllte zurück, winkte mit beiden Armen und bekam auch mit, wie Nadine das Fabeltier losließ, mich ansprang, nach vorn rannte, stehenblieb, den Kopf drehte, wieder anlief, damit Suko und ich die Gestik begreifen konnten.

»Die will uns hinausführen!« schrie mein Freund. »Jetzt aber weg, John!«

Und wir rannten. Wohin uns der Weg führte, konnte keiner sagen.

Wir verließen uns voll und ganz auf die Führung der Wölfin.

Um mehrere Ecken wischten wir wie Schatten herum und verließen uns völlig auf Nadine.

Sie rannte vor uns her, bewegte sich dabei mit gewaltigen Sprüngen, hatte es eilig, was uns ebenfalls zu denken gab.

Plötzlich spürten wir die kühle Luft von vorn.

Der Ausgang – oder?

Nadine jagte über einen Weg, der schräg in die Höhe führte. An seinem Ende zeichnete sich ein helleres Rechteck ab, das ungefähr die Ausmaße einer Tür besaß.

Nadine hatte es schon fast erreicht, als hinter uns eine Hölle losbrach.

Es begann mit einem dumpfen Grummeln, dann zerplatzte die Welt, in der wir uns vor wenigen Minuten noch befunden hatten, in einem gewaltigen Feuerball…

***

Aristoteles Leonidas schrie!

Nicht etwa weil Bill ihm Schmerzen zugefügt hatte, nein, es war die reine Enttäuschung, die ihn so handeln ließ, denn er hatte auf den Monitoren den Kampf verfolgt und erlebt, was daraus entstanden war.

Ungeachtet der auf ihn gerichteten Waffe fuhr er hoch und auch zu Bill herum.

»Du, du…!« brüllte er. »Es ist aus!«

»Weg mit dem Ding!« schrie Bill.

»Neiiiiiin!« Der Grieche kreischte, war außer sich und tippte auf die entsprechende Taste.

Bill schlug zu. Er mußte etwas tun. Andere hätten geschossen, er konnte es nicht. Der Grieche bekam den Waffenlauf quer durchs Gesicht gezogen, seine Haut platzte an verschiedenen Stellen auf. Blut quoll aus den Wunden, er taumelte zurück, und Bill setzte nicht mehr nach, denn unter ihm rumorte es.

In einer blitzschnellen Reaktion packte er die Waffen seiner Freunde ein und rannte aus dem Zimmer, wo er den Griechen zurückließ, der wimmernd am Boden lag.

Unter dem Reporter vibrierte die Erde. Er erwartete jeden Moment so etwas Ähnliches wie einen Vulkanausbruch, merkte, daß die Wände zitterten und lief mit gewaltigen Sätzen ins Freie, wo er erst stehenblieb, als er seinen Wagen dann erreicht hatte.

Er schaute zurück.

Das Haus stand noch, aber in seiner unmittelbaren Nähe, und zwar rechts von ihm öffnete sich der Boden, als hätte eine Riesenfaust von unten her gegen ihn gestoßen.

Feuer, Dreck, Steine und Rauch vereinigten sich zu einem gewaltigen Pilz, der mehr als baumhoch in die Nachtluft stieg.

Der Reporter durchlitt Höllenqualen. Er merkte kaum etwas von der gewaltigen Druckwelle, sie streichelte ihn nur mehr, aber er suchte nach Nadine und seinen Freunden.

Zuerst kam die Wölfin. Mit blutiger Schnauze rannte sie auf Bill zu, blieb neben ihm stehen, ließ sich streicheln, und dann sah Bill die beiden Gestalten, die kaum weniger schnell auf ihn zuliefen als die Wölfin mit den menschlichen Augen.

Wir wußten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten, starrten uns an, aber wir lebten.

Was sich unter der Erde abspielte, war nur zu ahnen. Die aufeinanderfolgenden Explosionen zerstörten das verdammte Labyrinth, ohne daß das Haus in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Minutenlang horchten wir dem unterirdischen Grollen, bis ich Bill auf den Griechen ansprach.

»Er muß noch im Haus sein, John!«

»Sollen wir?«

Nein, wir wagten es noch nicht und warteten so lange, bis keine Explosionen mehr zu hören waren und nur noch grauer Qualm durch Risse kroch und sich mit dem Dunst vermischte.

Erst dann betraten wir das Haus.

Ich will es kurz machen. Wir fanden den Griechen nicht mehr. Weder tot noch lebendig. Er mußte die Gelegenheit zur Flucht genutzt haben und hatte vieles zurückgelassen. Doch mit seinen Beziehungen würde er schnell außer Landes gelangen.

Um das zu verhindern, rief ich von Bills Wagen aus per Autotelefon beim Yard an.

Man machte die Grenzen zwar nicht dicht, aber eine Fahndung lief an. Sie brachte nichts, das möchte ich vorwegnehmen. Nach dem Gespräch erlebten Bill und ich einen überglücklichen Suko. Daß er nicht tanzte, glich schon einem Wunder.

»Was hast du denn?« fragte Bill ihn.

»Ihm ist nichts passiert. Stellt euch das vor. Ihm ist tatsächlich nichts passiert.«

»Wem?« rief Bill.

»Meinem Wagen.«

»Uaaahhh!« Zugleich stießen Bill und ich das Geräusch aus und verdrehten die Augen.

Was will man machen? Die Menschen sind verschieden, und jeder hat eben andere Sorgen…

***

In den Morgenstunden erschien das von uns alarmierte Aufräumkommando. Wir hatten in einem nahen Ort geschlafen und kehrten bei Tageslicht noch einmal zurück, wo wir uns den neu geschaffenen Krater genau anschauten. Die Einhörner entdeckten wir nicht.

Sie lagen begraben unter Tausenden von Tonnen schweren Gesteins.

Ich war trotzdem nicht froh, meinen Freunden erging es ebenso.

Denn alles konnten die Psychonauten brauchen, nur keinen Anführer, den wir als einen größenwahnsinnigen Verbrecher ansahen.

Aber wir waren sicher, daß wir ihm noch einmal gegenüberstehen würden. Und dann mit besseren Karten in unseren Händen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 609 »Tiefsee-Mystik«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 094 »Die Psychonauten«